Lesebuch
für
Preußische Schulen.

Erster Theil.

Für Kinder von 6 bis 9 Jahren.

Herausgegeben
von
den Lehrern
der höhern Bürgerschule
in Potsdam.

Potsdam 1833.
Verlag von Ferdinand Riegel.

G 73/197

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Der Wunsch, in unsrer Schule zunächst dem dringenden Bedürfnisse eines zweckmäßigen Lesebuchs abzuhelfen, vereinte schon vor beinah zwei Jahren uns Lehrer zur Bearbeitung eines solchen. Zuerst wollten wir für das eigentliche Kindesalter sorgen und uns dabei durch folgende Ideen leiten lassen. Das Kind kann nur das lesen, was es versteht; es wird aber um so besser lesen, je mehr das zu Lesende seine Seele belebt und ergreift. Da es nun nur seine Kindeswelt verstehen kann, so soll es diese in unserm Buche wiederfinden, jedoch nicht in ihrer gewöhnlichen Wirklichkeit, sondern in die Seele belebenden und ergreifenden Bildern. An dem Einfachen und Schönen des häuslichen, des

Schul- und Naturlebens soll es sich hier in Liedern und Darstellungen wahrhaft erfreun, mit den weiteren Kreisen des Menschenlebens in Fabeln, Mährchen und Geschichten seine kindliche Phantasie befreunden, aber auch zu den Anschauungen und Gefühlen des Höchsten, des christlich religiösen Lebens, in freundlichen und verständlichen Erzählungen und Gleichnissen sich erheben. So soll also nicht eine einzelne geistige Kraft, sondern die ganze Kindesseele hier gehoben und jede Saite des kindlichen Lebens wohlklingend angeschlagen werden. Bei einer so ausgedehnten Forderung wollten und konnten wir natürlich nur Sammler sein. Aus dem reichen Schatze der vorhandenen deutschen Jugendschriften mußte also dasjenige aufgesucht werden, was für das eigentliche Kindesalter nicht allein vollkommen verständlich, sondern auch geistig belebend dargestellt war. Zu diesem Zwecke vereinigten wir uns alle vierzehn Tage einen ganzen Abend. Jeder las dann die von ihm aufgefundenen Sprachstücke vor, und nur diejenigen wurden in die Sammlung aufgenommen, die von drei Viertel des Lehrer-Collegiums gebilligt worden waren. Sollte man noch dieses oder jenes bekanntere kindliche Sprachstück vermissen, so fehlt es gewiß nur darum, weil wir es in irgend einer Beziehung unserm Zwecke nicht angemessen erkannten. Nur bei einigen Stücken haben wir uns geringe Abänderungen und Auslassungen erlaubt. Drei Stücke,

die ursprünglich die poetische Form hatten, und in dieser schwieriger zu verstehen waren, sind ihres kindlichen Inhalts wegen von uns in Prosa bearbeitet worden. Das Ganze ist nach der Leichtigkeit des Styls in 5 Abtheilungen getheilt; die einzelnen Stücke aber sind ihrem Inhalte nach so geordnet, daß diejenigen, welche sich auf das häusliche oder Schulleben beziehen, stets beginnen, die religiösen immer den Schluß machen. Die ganze Sammlung giebt zugleich ein herrliches Zeugniß von der Liebe und Demuth des deutschen Volksgeistes, der bei seinen wahrhaft großen Leistungen in der Poesie und Prosa sich nicht zu hoch hielt, sich seiner Höhe zu entäußern, und mit den Kindern ein Kind zu werden. Um so mehr dürfen wir aber hoffen, daß dieses Buch nicht allein ein Lesebuch unsrer Schule bleiben, sondern, daß es sich auch zu andern Anstalten unsers Vaterlandes, die gewiß bisher mit uns ein gleiches Bedürfniß gefühlt haben und in die Familie verbreiten wird. Auch die Wohlfeilheit des Preises soll zu seiner Verbreitung beitragen. Es steht mit dieser Sammlung eine Fibel in Verbindung, welche von denjenigen Lehrern, die nach vieljährigem Elementarunterricht im Lesen ein erfahrneres Urtheil über die Zweckmäßigkeit eines solchen Büchleins haben mußten, bearbeitet worden ist. Eine zweite und dritte Sammlung, die zweite für die mittleren, die dritte für die oberen Klassen, nach denselben Ideen veranstal-

tet und geordnet, werden sich an diese erste anreihen. In diese denken wir auch ausgezeichnete geschichtliche Darstellungen, vorzüglich aus der brandenburgischen und preußischen Geschichte, die für den ersten Theil noch zu schwierig waren, aufzunehmen.

Potsdam im April 1833.

Die Lehrer der höhern Bürgerschule.

Inhalts-Verzeichniß.

No.	1. Des Knaben Heimath.	Seite	3.
—	2. Wachsthum.	—	4.
—	3. Die geschenkten Spielsachen.	—	8.
—	4. Der Käfer.	—	9.
—	5. Der kleine Vogelfänger.	—	10.
—	6. Das Gewissen.	—	12.
—	7. Der Schmetterling und die Biene.	—	13.
—	8. Die Biene.	—	13.
—	9. Der lügenhafte junge Ochs.	—	14.
—	10. Die Biene und die Taube.	—	15.
—	11. Die drei Goldfischchen.	—	16.
—	12. Liebe zur Ordnung.	—	19.
—	13. Tischlied.	—	19.
—	14. Das Glück guter Eltern.	—	20.
—	15. Fromme Einfalt.	—	20.
	Zweite Abtheilung	—	23.
—	16. Aufmunterung.	—	25.
—	17. Kinderfreuden.	—	25.
—	18. Felder und Auen.	—	25.
—	19. Acker und Feldarbeit.	—	26.
—	20. Wald, Gebüsch und Wiesen.	—	28.
—	21. Der Küchengarten.	—	29.
—	22. Geschwisterliebe.	—	31.
—	23. Morgengedanken.	—	31.
—	24. Wilhelm und Adelbert.	—	31.
—	25. Der Bienenstock.	—	32.
—	26. Das gute Kind.	—	36.
—	27. Julchen.	—	37.
—	28. Der Knabe und eine Biene.	—	38.
—	29. Der Löwe und die Maus.	—	38.
—	30. Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.	—	39.
—	31. Die Biene.	—	43.
—	32. Die Geis.	—	43.

No.	33.	Der wohlthätige Ferdinand.	Seite	44.
—	34.	Das Vogelnest.	—	45.
—	35.	Die kleine Wohlthäterin.	—	46.
—	36.	Der Fischer.	—	47.
—	37.	Der Bär und die Bienen.	—	48.
—	38.	Der Elephant und die Maus.	—	49.
—	39.	Der Riese Goliath.	—	50.
—	40.	Die beiden Geschwister.	—	51.
		Dritte Abtheilung.	—	53.
—	41.	Das fröhliche Kind.	—	55.
—	42.	Die Canarienvögelchen.	—	56.
—	43.	Maria und ihr Lämmchen.	—	57.
—	44.	Preis der Schule.	—	59.
—	45.	Beim Schluß der Lehrstunde.	—	60.
—	46.	Der Hund und die beiden Knaben.	—	61.
—	47.	Der Staar.	—	62.
—	48.	Der Tanzbär.	—	63.
—	49.	Der Fischteich.	—	64.
—	50.	Der stumme Reisegefährte.	—	71.
—	51.	Die Schafe und die Dornbüsche.	—	82.
—	52.	Der treue Hund.	—	85.
—	53.	Wunderbare Erhaltung eines Kindes.	—	86.
—	54.	Der Hirsch, der Hahn und der Esel.	—	90.
—	55.	Die Linde.	—	91.
—	56.	Der Bär und die Bienen.	—	92.
—	57.	Der kleine Wohlthäter.	—	93.
—	58.	Die alte Ziege und ihr Böckchen.	—	94.
—	59.	Die junge Maus und die Falle.	—	96.
—	60.	Das Pferd und der Esel.	—	97.
—	61.	Die gute Tochter.	—	97.
—	62.	Der Schmetterling.	—	98.
—	63.	Der Knabe im Walde.	—	100.
—	64.	Die Stadtmaus und die Landmaus.	—	105.
—	65.	Der Fuchs und die Katze.	—	106.
—	66.	Des treuen Hundes Tod.	—	107.
—	67.	Das Rothkehlchen.	—	108.
—	68.	Der Wolf und der Mensch.	—	109.
—	69.	Franz und Fritz.	—	111.
—	70.	Der Schornsteinfegerjunge.	—	113.
—	71.	Abendgebet.	—	117.
		Vierte Abtheilung.	—	119.
—	72.	Lob der Morgenstunde.	—	121.
—	73.	Das Haus- und Stubenleben.	—	121.
—	74.	Entfernung und Nähe.	—	128.
—	75.	Die zwei Schwestern.	—	133.
—	76.	Schulfreude.	—	139.

No. 77. Die Fliegen und die Ameisen. . . Seite 139.
— 78. Aufmunterung zum Fleiss. . . — 141.
— 79. Die Blume. . . . . . — 142.
— 80. Vier Brüder. . . . . . — 143.
— 81. Der Frühling. . . . . . — 144.
— 82. Erdbeerlied. . . . . . — 145.
— 83. Die untergehende Sonne. . . . — 146.
— 84. Herbstlied. . . . . . — 147.
— 85. Frau Holle. . . . . . — 148.
— 86. Das Lämmchen. . . . . — 152.
— 87. Adolphs Wanderung. . . . — 153.
— 88. Die Wichtelmänner. . . . — 156.
— 89. Wer ist denn mein Nächster? . . — 159.
— 90. Die drei Brüder. . . . . — 161.
— 91. Der Wolf und der Fuchs. . . . — 163.
— 92. Untreue. . . . . . . — 166.
— 93. Dem, der's nöthig hat! . . . — 167.
— 94. Das gute Lieschen. . . . . — 168.
— 95. Die Grille und der Schmetterling. — 171.
— 96. Der Fuchs und das Pferd. . . — 172.
— 97. Der arme Peter. . . . . — 174.
— 98. Der gute Reiche. . . . . — 177.
— 99. Das dürftige Mahl. . . . . — 178.
— 100. Das kostbare Kräutlein. . . . — 180.
— 101. Der Arme und der Reiche. . . — 181.
— 102. Sei nicht abergläubisch. . . — 186.
— 103. Die Pfirsiche. . . . . . — 190.
— 104. Die gutartigen Prinzessinnen, oder
das Turteltäubchen. . . . — 192.
— 105. Geschichte von den Alpenhirten. . — 193.
— 106. Leben und Tod. . . . . . — 199.

Fünfte Abtheilung. . . . . — 201.

— 107. Abendlied. . . . . . . — 203.
— 108. Nutzen der Schule. . . . . — 203.
— 109. Das A, B, C. . . . . . — 204.
— 110. Das Wachsthum der Blume. . . — 205.
— 111. Beim Aussäen der Blumen. . . — 206.
— 112. Lob Gottes im Frühlinge. . . . — 207.
— 113. Im Grünen. . . . . . — 209.
— 114. Sommerlust. . . . . . — 210.
— 115. Mitleid im Winter. . . . . — 211.
— 116. Die vier Jahreszeiten. . . . — 212.
— 117. Siegfrieds Schwert. . . . . — 215.
— 118. Die Schlange und der Aal. . . — 216.
— 119. Die zwei Schnecken. . . . . — 217.
— 120. Das Johanniswürmchen. . . — 217.

No. 121. Das Feuerwürmchen. . . . . . Seite 218.
— 122. Die zwei Sperlinge. . . . . — 218.
— 123. Die Nachtigall und die Blindschleiche. — 220.
— 124. Der arme Mann und sein Kind. . — 221.
— 125. Die Reue. . . . . . . — 223.
— 126. Fritz und der Käfer. . . . — 225.
— 127. Die Schnecke, der Esel und das Füllen. — 227.
— 128. Das Mitleiden. . . . . . — 228.
— 129. Des armen Knaben Bitte für seinen Vater. . . . . . . — 229.
— 130. Die Weihnachtsgabe. . . . . — 230.
— 131. Der fleissige Bauer. . . . . — 232.
— 132. Die Pfautaube. . . . . . — 234.
— 133. Der kluge Richter. . . . . — 237.
— 134. Der Hirt. . . . . . . — 239.
— 135. Der Zaunkönig und der Bär. . . — 240.
— 136. Treue Freundschaft. . . . . — 244.
— 137. Der dankbare Löwe. . . . — 249.
— 138. Der Eichbaum. . . . . . — 251.
— 139. Zwei Kinder, die sich selbst regieren wollen. . . . . . . — 253.
— 140. Die dunkelblaue Wiese. . . . — 264.
— 141. Peter Lobbeck. . . . . . — 268.
— 142. Der betende Prinz. . . . . — 271.
— 143. Der arme Florentin. . . . . — 273.
— 144. Abendgedanken. . . . . . — 292.
— 145. Wozu bist du da? . . . . — 293.
— 146. Gott. . . . . — 294.
Anhang. . . . . . . — 303.

Erste

Abtheilung.

1. Des Knaben Heimath.

Mein Vater hat Haus und Hof, Garten, Feld und Wiesen. Das Haus liegt vor dem Hofe. An den Hof stößt der Garten. Der Garten stößt an das Feld. Hinter dem Felde liegt die Wiese; über die Wiese hin geht es in den Wald. Der Wald liegt an einem Berge. Vom Berge herab kommt Wasser, das stürzt gewaltig mit Brausen hinab. Das Wasser läuft längs durch den Wald, durch die Wiesen, Feld und Garten hin. Im Wasser sind Fische, Krebse und Frösche. Der Wald steht voll großer Bäume, voll Moos, Kräuter und Pilze. Vor dem Walde sind Gebüsche und Sträucher. In dem Walde sind Hirsche, Rehe und Hasen.

Krüg.

2. Wachsthum.

Wilhelm. Karl sieh doch einmal, wie groß ich bin! Ich kann schon ganz allein das Glas vom Tisch herunter nehmen.

Karl. Das ist was recht's! Das habe ich schon vor zwei Jahren gekonnt.

Wilhelm. Ja, das glaube ich, du bist auch schon zwei Jahre älter als ich.

Karl. Schadet nichts! Sieh doch einmal Anton an, der ist ja auch so alt, als ich, aber er ist wohl um einen Kopf kleiner.

Anton. So schlimm ist es nun wohl nicht, ein halber Kopf mehr ist es nicht.

Karl. Nun laß uns einmal sehen, wir wollen uns messen? —

Anton. Siehst du wohl Karl, du denkst wohl gar, du bist schon so groß wie Ferdinand. Da kannst du noch lange warten; einen halben Kopf bist du größer als ich, mehr nicht.

Karl. I nun, was schadet es denn? ich werde schon noch größer werden.

Wilhelm. Ich auch Karl, nicht wahr?

Anton. Ich werde auch nicht immer so bleiben; warte nur, in zwei Jahren, da wollen wir uns wieder messen.

Karl. In zwei Jahren! ach das ist noch lange hin, da bin ich schon acht Jahr, und Wilhelm wird

dann sechs werden. Dann bekomme ich einen recht schönen Springstock, und Stelzen, weil ich dann größer bin.

Anton. Das kannst du so genau auch nicht wissen Karl; denn manche Kinder wachsen nicht so schnell auf.

Karl. Ach, ich werde doch wohl wachsen. — Aber weißt du was? wir wollen hinaus in den Garten gehen, weil es so schönes Wetter ist.

Anton. Ich bin dabei, und wohl auch Wilhelm?

Wilhelm. Das schlug ich niemals aus.

Karl. Sieh einmal da ist Franz, Ferdinand und Gustav. Ach sie sehen gewiß, ob ihre Erbsen und Kartoffeln aufgegangen sind.

Anton. Komm wir wollen auch hingehen!

Beide. Ei, ja!

Anton. Was besaht ihr denn so genau auf eurem Beete?

Gustav. Sieh einmal, lieber Anton, wie hier unsre Erbsen aus der Erde wachsen!

Wilhelm. Wo denn?

Ferdinand. Siehst du hier!

Karl. Ach ja, die kleinen grünen Dinger.

Wilhelm. Ich sehe nichts.

Karl. Bist du denn blind geworden? Siehst du denn nicht etwas Grünes da aus der Erde hervorgukken?

Wilhelm. Ja das sehe ich wohl.

Karl. Nun das sind ja die Erbsen, welche aufgegangen sind und wachsen.

Wilhelm. Aber diese bleiben ja immer so klein, und wachsen ja nicht größer.

Anton. I, wer hat dir denn das gesagt? Sollst nur einmal sehen, in acht Tagen da werden sie jel größer sein.

Wilhelm. Ja in acht Tagen! aber heute werden sie doch nicht größer.

Ferdinand. Du denkst die Erbsen sollen gleich so aus der Erde fahren, und auf einmal große Stengel werden. Das kann nicht sein. Bist du denn auf einmal so groß geworden, als du jetzt bist?

Wilhelm. Ach lange nicht! ich war einmal so klein, wie mein kleiner Finger.

Franz. Das nicht; aber du warst doch einmal viel kleiner, und hoffst auch noch größer zu werden.

Wilhelm. Ja, so groß wie mein Vater.

Gustav. Nun siehst du wohl, und wir sehen es ja auch nicht, wie du wächst.

Ferdinand. Ach, seht nur dort einmal die Kirschbäume an, die werden nun bald anfangen zu blühen.

Franz. Ja wohl! ich habe mit Verlangen darauf gewartet.

Ferdinand. Aber laßt uns doch arbeiten! wir wollen ja noch heute ein Beetchen mit Bohnen bestecken.

Karl. Ei wenn wir euch doch etwas helfen könnten!

Anton. O, das wäre recht schön!

Gustav. Ich wollte meinen, daß es noch viel schöner wäre, wenn ihr für euch selbst ein kleines Beet bearbeitetet.

Anton. Ja wenn wir nur eins hätten.

Franz. Der Vater hat euch ja gleich hinter unserer Baumschule ein Beet eingeräumt.

Karl. Ei potz tausend! das ist wahr. Geschwind Anton den Spaten, die Hacke, Bohnen, Erbsen, Linsen, Gerste, Hafer, Kraut, Kartoffeln, alles was du findest, her! Es muß gegraben, gehackt und gesäet werden.

Anton. Halt! halt! sachte, sachte! nur nicht alles auf einmal!

Wilhelm. Ei, wißt ihr was? Wir wollen Kirschen säen, daß wir recht viel Kirschen schmausen können; die schmecken so gut.

Gustav. Da wirst du lange warten müssen, ehe du Kirschen bekommst; denn denke nur, ehe die Bäume aus der Erde kommen, und groß werden, das dauert lange.

Wilhelm. Ach ja! daran habe ich nicht gedacht.

Anton. Ja, und es ist doch besser, wenn wir auf unser Beet nur solche Früchte säen, die wir noch in diesem Jahre genießen können.

Karl. Mir fällt etwas ein, — Mohn!

Wilhelm. Ei ja, woraus solche große Mohnköpfe wachsen. Das sieht recht hübsch aus.

Anton. Einige Sommerblumen, die sehen auch schön aus; etwas Hirse für unsere Wachtel wäre auch nicht übel.

Wilhelm. Ja, und Ameiseneier für Vaters Nachtigall.

Karl. I, die wachsen ja nicht aus der Erde, die kommen von den Ameisen. Nein, Spargel wird dem Vater Freude machen.

Anton. Ja, und noch etwas: Gurken, Kürbisse, das ist auch was schönes.

Franz. Nun arbeitet für euch, wir wollen für uns arbeiten.

Tillich.

3. Die geschenkten Spielsachen.

Franz! Franz! o komm doch bald zu mir! — So rief einst Karl dem Franz zu. — Sieh nur, sieh! Hier ist ein Mann von Blei, sein Rock ist blau und roth, und hier und da sieht es aus, als wenn Gold dran wäre; das Pferd, auf dem er sitzt, ist braun und scheint recht stolz zu sein; es streckt den Hals aus und hebt den Kopf hoch in die Höhe. Hier ist auch ein Hund, der ist aus Stein; weiß wie Schnee und glatt wie Eis. Da ist ein Huhn und dort ein Hahn, der sieht aus, als wollt er krä-

hen. Und hier ist noch ein Mops. O ja! ein Mops! so klein und nett, und dort ein Schwan. Ach, ach, ein Schwan! Den mußt du näher sehen. Nicht wahr? Ist alles recht schön, Frau Bach gab es mir. Sie ist mir gut; denn ich hole ihr alle Morgen die Milch, und grüße sie freundlich, wenn ich komme und wenn ich weggehe. Es ist eine gute Frau. Solche schöne Spielsachen! Und erst gestern bekam ich ein Butterbrod. Das schmeckte schön! Aber warte, wenn es Frau Bach erlaubt, so schenke ich dir den Schwan, oder willst du den Mops?

Harnisch Fibel.

4. Der Käfer.

Ein kleiner Käfer schwirrte
Vergnügt ums Bäumchen her,
Allein im Garten irrte
Ein wilder Bub' umher.

Er fing das arme Thierchen,
Und packt's bei seinem Bein,
Und bindet's an ein Schnürchen,
Das arme Käferlein.

Er spottet seiner Wunden,
Er freut sich seiner Noth;
Doch ach! in wenig Stunden
War's arme Thierlein todt.

Du böser Mensch, was haben
Die Käfer dir gethan?
Ach aus dem bösen Knaben
Wird bald ein böser Mann!

Dinter.

5. Der kleine Vogelfänger.

Peter. Mutter! Mutter! sieh einmal den Vogel, den ich hier habe!

Mutter. Einen Vogel? Und wo hast du denn diesen her?

Peter. Ich fand heute sein Nest in der Gartenhecke, und da wartete ich bis es Abend wurde, und da schlich ich mich leise hin, und ehe er es sich versah, husch! hatte ich ihn bei den Flügeln.

Mutter. Was war denn in dem Neste?

Peter. Seine Jungen, liebe Mutter, ach! so kleine Vögel, die noch gar keine Federn haben.

Mutter. Und was willst du denn mit dem Vogel machen?

Peter. Ich will ihn in einen Bauer setzen, und vor das Fenster hängen.

Mutter. Und die armen Jungen? Was soll aus denen werden? Wer wird die füttern und groß ziehen?

Peter. O! die will ich auch gleich holen; die soll er mir groß füttern.

Mutter. Warte, Peter! Vorher will ich dich noch etwas Ernsthaftes fragen. — Wenn es dem Könige einfiele, deine Mutter, dich und deine kleine Schwester für beständig in ein enges Loch einsperren zu lassen, wie würde dir da zu Muthe sein?

Peter. Ach, liebe Mutter, sehr übel! Ich würde klagen und weinen und mich bald zu Tode grämen. Aber so etwas wird ja wohl der König nicht thun?

Mutter. Ei ja! er wird es thun, wenn er eben so unbarmherzig und grausam ist, wie du gegen den Vogel und seine Jungen sein willst. Wirst du wohl jetzt noch hingehen, und die jungen Vögel holen, um sie in den Käfig einzusperren?

Peter. Nein, Mutter, das will ich nicht thun. Vergieb mir, daß ich gegen die armen Thiere so grausam sein konnte. Ich dachte nur nicht daran. Sieh, da laß ich auch den alten Vogel wieder zu seinen armen Jungen fliegen.

Mutter. So ist es brav von dir! Vergiß nur nicht wieder, daß auch die Thiere, so wie die Menschen, von Gott geschaffen sind, um sich ihres Lebens zu freuen; und daß es grausam von uns ist, wenn wir ihnen ihr kurzes Leben verbittern.

Stephani's Fibel.

6. Das Gewissen.

Sei stets ein frommes, gutes Kind,
Daß ich mich deiner freue,
Und thu nichts Böses, denn es bringt
Dir Schande nur und Reue.

So sprach die gütige Mama
Zu Malchen, ihrem Kinde,
Und warnte sie recht mütterlich
Auch vor der kleinsten Sünde.

Und das, was Sünde, Unrecht sei,
Das könne jeder wissen,
Denn jeden warn' durch Bangigkeit
Sein eigenes Gewissen.

Einst kam nun Malchen ganz allein
Im Garten in die Laube.
Es standen Äpfel, Birnen da,
Und manche schöne Traube.

Da fühlte unser Malchen Lust
Und wollte davon essen.
Daß sich ein Kind nichts nehmen muß,
Dies hatte sie vergessen.

Sie nahm. — Doch ängstlich dachte sie:
„Werd' ichs bereuen müssen?"
Und folgsam legte sie es hin
Und mochte nichts genießen.

Nun kam die Mutter, hörte dies
Von ihrem lieben Kinde;

„Sieh, dein Gewissen warnte dich,
„Sprach sie," vor dieser Sünde.
„Die inn're Stimme wird dich oft
„Das Böse meiden lehren;
„Nur mußt du, liebes Malchen, auch
„Stets diese Stimme hören."

Splittegarb.

7. Der Schmetterling und die Biene.

»Wär's Wetter schön,« so sprach ein Schmetterling, »ich wollte ins Feld zu scherzen und zu tändeln gehn.« »Und ich«, antwortete die Biene, »ging zu der Arbeit gern ins Grüne, wär's Wetter schön.«

8. Die Biene.

Kinder, geht zur Biene hin!
Seht, die kleine Künstlerinn,
Wie sie emsig sich bemüht,
Und aus Allem — Honig zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Ist geschäftig — spät und früh.
Und ich sollte müßig sein?
Nein, ich will schon jung und klein
Arbeitsamer sein, als sie,
Da mir Gott Verstand verlieh.
Meines Lebens schönste Zeit

Sei in froher Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht.

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit;
Ich empfing aus seiner Hand,
Leben, Kräfte und Verstand.
Nützlich brauchen will ich sie,
Immer thätig spät und früh:
Reicher Segen lohnt die Müh'.

Weiße.

9. Der lügenhafte junge Ochs.

Ein junger Ochs hatte sich ein häßliches Laster, das Lügen, angewöhnt.

Wenn er mit andern großen Ochsen auf der Weide war, so fand er ein dummes Vergnügen daran, sie plötzlich zu erschrecken, um sie zum Besten zu haben.

Er versteckte sich zuweilen hinter einen Busch, und heulte grade so, wie die Wölfe zu heulen pflegen.

Wenn dann das die Alten hörten, so kamen sie geschwind herbeigelaufen, um den Wolf zu scheuchen, daß er Keinen von den Jungen etwas zu Leide thäte.

Aber dann fanden sie an dem Orte, wo sie das Heulen gehört hatten, Keinen, als den lügen=

haften jungen Ochsen, der sich stellte, als wenn er schliefe.

Sie merkten indeß bald, daß er's gewesen sei, und von der Zeit an glaubten sie ihm nie wieder, auch wenn er die Wahrheit sagte.

Eines Abends, da der junge Lügner sich auch etwas von ihnen entfernt hatte, sah er plötzlich einen wirklichen Wolf aus dem Gebüsche auf sich zuspringen. Er konnte weder entfliehen, noch sich vertheidigen, und fing daher erbärmlich an zu schreien.

Mu! Mu! Mu! brüllte er, welches so viel heißen sollte, als: Rettet! rettet! Ein Wolf!

Aber da war keiner unter den alten Ochsen, der es der Mühe werth hielt, sich nach ihm umzusehen; denn sie dachten alle, daß er sie wieder zum Besten haben wolle. Da fiel der hungrige Wolf, über ihn her, faßte ihn bei der Gurgel und — fraß ihn auf!

Campe.

10. Die Biene und die Taube.

Ein Bienchen fiel in einen Bach;
Dies sah von oben eine Taube,
Und brach ein Blättchen von der Laube
Und warf's ihm zu. Das Bienchen schwamm darnach.
Und half sich glücklich aus dem Bach.

Nach kurzer Zeit saß unsre Taube
Zufrieden wieder auf der Laube.
Ein Jäger hatte schon den Hahn darauf gespannt;
Mein Bienchen kam; pick! stach's ihm in die Hand:
Puff! ging der ganze Schuß daneben.
Die Taube flog davon. — Wem dankte sie ihr Leben?

Gleim.

11. Die drei Goldfischchen.

Ein guter Mann hatte einstmals drei Goldfischchen, die niedlichsten kleinen Fische von der Welt.

Er hatte sie in einen kleinen klaren Teich gesetzt, und hatte großes Wohlgefallen an ihnen. Oft setzte er sich am Ufer hin und brockte Semmelkrumen ins Wasser, und da kamen denn die niedlichen Fischchen und ließen sichs wohlschmecken.

Da rief er ihnen beständig zu: Fischchen! Fischchen! nehmt euch ja in Acht vor zweierlei, wenn ihr immer so glücklich leben wollt, als ihr jetzt lebt.

Geht nie durchs Gitter in den großen Teich, der neben diesem kleinen ist, und schwimmt nicht oben auf dem Wasser, wenn ich nicht bei euch bin.

Aber die Fischchen verstanden ihn nicht. Da dachte der gute Mann, ich wills ihnen wohl verständlich machen, und stellte sich an das Gitter.

Wenn

Wenn dann eins von ihnen kam, und durch-schwimmen wollte, so plätscherte er mit dem Stöck-chen im Wasser, daß das Fischchen davor erschrak und zurückschwamm. Eben das that er auch, wenn eins von ihnen oben aufs Wasser kam, damit es wieder hinunter auf den Grund ginge.

Nun, dachte er, werden sie wohl verstanden haben, und ging nach Hause. Da kamen die drei niedlichen Goldfischchen zusammen und schüttelten die Köpfchen, und konnten nicht begreifen, warum der gute Mann nicht haben wollte, daß sie nicht oben auf dem Wasser und durchs Gitter in den großen Teich schwimmen sollten. Geht er doch selbst da oben, sagte das Eine; warum sollen wir nicht auch ein bißchen höher kommen dürfen?

Und warum sollen wir eingesperrt sein? sagte das Zweite; was kann es uns schaden, wenn wir zuweilen in den großen Teich schwimmen? Es ist gewiß ein harter Mann, sagte der Erste wieder, der uns nicht lieb hat, und nicht gern will, daß wir uns freuen sollen.

Ich werde mich nicht an ihn kehren, setzte das Zweite hinzu; ich will sogleich eine kleine Lustreise in den großen Teich vornehmen.

Und ich, rief das Erste wieder, will unterdeß ein wenig oben auf dem Wasser in der Sonne spielen.

Das dritte Goldfischchen allein war klug genug zu denken: Der gute Mann muß doch wohl seine Ursachen haben, warum er uns das verboten hat. Daß er uns liebt, und uns gern Freude gönnt, ist gewiß. Warum käme er sonst so oft und gäbe uns Semmelkrümchen und freute sich so, wenn wir sie aufessen?

Nein, er ist gewiß nicht hart, und ich will thun, was er haben will, ungeachtet ich nicht weiß, warum er's so haben will.

Das gute Fischchen blieb also auf dem Grunde; die andern aber thaten, was sie gesagt hatten. Das Eine schwamm durchs Gitter in den großen Teich, und das Andere spielte oben auf dem Wasser im Sonnenscheine, und beide lachten ihren Bruder aus, daß ers nicht eben so gut haben wollte. Aber was geschah?

Das Eine war kaum im großen Teich angekommen, so sprang ein Hecht auf dasselbe zu, und verschlang es. Das Andere, das sich auf der Oberfläche des Wassers belustigte, bemerkte ein Raubvogel, schoß auf dasselbe herab, fing es, und fraß es auf. Nur das kluge und folgsame dritte Goldfischchen blieb allein übrig.

Der gute Mann freute sich über seine Folgsamkeit, — und brachte ihm alle Tage das beste Futter.

So lebte es immer recht vergnügt, und erlebte ein hohes Alter.

Campe.

12. Liebe zur Ordnung.

Hübsch ordentlich, hübch ordentlich
Muss man im Leben sein;
Der Liederliche schmeichelt sich
Bei keinem Menschen ein.

Wer alles um sich wirft und schmeisst,
Nichts auf sich selber hält,
Zeigt einen niedern schwachen Geist,
Und zieret nicht die Welt.

Hübch ordentlich, hübsch ordentlich
Will ich im Leben sein!
So werd ich stets des Lobes mich
Und meiner Sachen freun.

13. Tischlied.

Gesund, mit frohem Muthe,
Geniessen wir das Gute,
Das uns der Himmelsvater schenckt.
O liebe Menschen preiset
Ihn, der uns täglich speiset,
Und unser Herz mit Freude tränkt!

14. Das Glück guter Eltern.

Wie verdank' ich Gott die Gabe,
Daß ich gute Eltern habe,
Die für mich vom Morgen
Bis zum Abend sorgen;

Die mich kleiden, mich ernähren,
Mich das Böse meiden lehren,
Mich in allen Pflichten
Liebreich unterrichten?

Ja, ich will mein Glück erkennen
Und voll Lieb' und Eifer brennen,
Durch ein frommes Leben
Gott den Dank zu geben.

Weiße.

15. Fromme Einfalt.

A. Das Täublein.

Einmal ging Mutter Liese
Zur neu begrünten Wiese
Mit ihren Kinderlein.
Sieh da, im Erlenschatten
Spaziert auf Blumenmatten
Ein Täublein zart und fein; —
Hübsch mit dem Köpflein nicket,

Bald da, bald dort hin picket
Mit rothem Schnäbelein.

„Seht, sprach die fromme Mutter,
Das kleine Ding sucht Futter;
Nun merket fleißig auf! —
Wenn es was aufgepicket,
Seht, seht ihrs jetzt? — so blicket
Es in die Höh' hinauf.
Drum, Kinder, wenn ihr esset;
Das Beten nicht vergesset,
Seht auch zum Himmel auf!"

B. Die Lämmlein.

Ein ander Mal führt Liese
Zur bunt beblümten Wiese
Die Kinderlein hinaus.
Die weißen Lämmlein grasen,
Da auf den grünen Rasen,
Nicht weit von Liesens Haus;
Sie hüpfen hin und wieder,
Dann legen sie sich nieder,
Und ruhn am Zaune aus.

„Schaut, sprach die fromme Liese,
Schaut, Kinderlein, auf diese
Noch kleinen Lämmlein hin!
Seht, vor sie niederliegen,
Wie sie die Knieen biegen,

Und erst ein Veilchen knie'n,
Thut auch, was ihr da sehet,
Vor ihr zu Ruhe gehet —
Knieet erst zum Beten hin!"

Christoph Schmidt.

Zweite

Abtheilung.

16. Aufmunterung.

Lustig zur Arbeit, ihr Schwestern und Brüder!
Stunden vergehen und kommen nicht wieder.
Haben wir aber das Unsre gethan,
Sehn wir mit Freude den Abend sich nahn.

17. Kinderfreuden.

Freundliche Menschen und fröhliche Thiere,
Hüpfende Lämmer und weidende Stiere,
Bilder und Spielzeug und schöne Gebäude
Machen den Augen der Kinder viel Freude.

Krug.

18. Felder und Auen.

Auf unserm Feld' ist's auch gar schön; grün sieht man im Lenze die Aussaat stehn. Wie munter sie wächst und schoss't und blüht, so daß man nur Lust und Freude sieht. Da geh' ich schauend oft hin und her, das Feld durchstreif' ich kreuz und quer. Die Raine laufen durch Felder lang hin, das ist so recht nach meinem Sinn. Auf Rainen kann ich spazieren gehn, kann alle Furchen und Beete besehn. Dort hatten wir lustige Schmetterlingsjagd; im Frühling' uns das besonders behagt. Da laufen und spielen wir Haschen und Ball; die Vöglein hört man dort überall. Hoch über mir die Lerchen sich schwingen; ich sehe sie kaum, und

hör' sie doch singen. Die muntern Schwalben sind auch dabei, sie kreisen umher mit feinem Geschrei. Ein schwärmendes Mückchen liest manche sich aus, das schnappet sie weg und trägt es nach Haus'. Oft ruft der Kuckuck vom Baume mir zu; ich rufe dann: Kuckuck wo steckst denn du? Da fliegt er wohl fort, und läßt mich in Ruh. Vom Gebüsche locket die Nachtigall, bald lustig, bald traurig erklinget der Schall; man hört es auch recht im Wiederhall'. Die Wachtel im Grase ruft: Wack wack dawack; vom Sumpf her tönet der Frösche: Qua quack. Die Gänse, die Enten schrein munter: Ga gack. Im Busche locken die Finken: Pink pink; die Goldammern rufen: Trink trink trink; grob schrein die Krähen, die Sperlinge fein, die Grasmücken singen dazwischen hinein; ich höre das Alles auf unserem Rain, und kann mich des Waldes und Feldes erfreun, drum mag ich am liebsten im Freien auch sein.

Krug.

19. Acker und Feldarbeit.

Gern geh' ich im Frühjahr' und Sommer auf's Feld, wenn Vater und Knecht den Acker bestellt. Auch nimmt der Vater bisweilen vom Haus', zu Wagen mich mit auf's Feld hinaus. Da halt' ich die Leine, da ruf ich: hi hih! und lenke die Pferde; dann gehen sie. Doch wenn mich der Knecht auf's

Sattelpferd hebt, das Herz mir im Leibe dann lacht und lebt. Da sitz' ich, als Reiter, gewaltig hoch; doch halt' ich mich an; denn ich fürchte mich noch. So geht es im Zuge fort mit Bedacht. Mit den Pferden wird endlich Halt gemacht; sie werden an Pflug und Egge gespannt; doch Ochsen auch pflügen und eggen das Land. Da wird der Boden ganz umgekehrt, von dem manch hungriger Vogel sich nährt; denn Dohlen und Krähen fliegen herbei und suchen sich Würmer mit vielem Geschrei. Die Tauben kommen zu Gaste beim Sä'n; auch sie wollen gern' ein Körnchen erspähn; denn Roggen wird hier, dort Weizen gesä't, auch Hafer und Gerste früh und spät. Rapps, Erbsen, Hirse, Wicken und Klee wächst, wie das Getreide, hoch in die Höh'. Kraut, Rüben, Kartoffeln und Möhren stehn dort; der Flachs unsrer Mutter hat auch seinen Ort. Was aber der Vater im Frühjahr' gesä't, wird während der Erntezeit abgemäht. Da helf ich mit binden; da lad' ich mit auf; da klettr' ich die Garben herab und hinauf. Auch Brüder und Schwestern machen es so; da sind wir alle recht munter und froh. Die Zieg' und mein Schäfchen ist auch bei mir; es blöckt, und ich sing' ihm ein Liedchen dafür. Gern bin ich im Freien, auf Wiesen und Feld'; denn was ich dort finde, mir alles gefällt.

Krug.

20. Wald, Gebüsch und Wiesen.

Im Wald' und Busche bin ich gern. Das Brausen des Windes erhebt sich von fern und kommt immer näher und näher heran, das hört sich im Walde recht schauerlich an. Klipp, klapp es immer vom Holzfäller schallt; dann stürzt mancher Baum, daß es prasselt und knallt. Eichhörnchen hüpfen von Ast' zu Ast'; sie klettern an Stämmen in ängstlicher Hast. Aus Reisern künstlich, von Wolle, von Moos, bau'n Vögel sich Nester, klein und groß. Die Jungen im Nest', voll Verlangen und Trieb, schrei'n nach den Eltern: Pih pi pihp! Sie stekken heraus Hals, Schnabel und Ohr, eine Liedchen singen die Alten vor. Die Raben krächzen: Krapp, krapp! krapp! krapp! und fliegen zur Aue begierig hinab. Der Grünspecht am Stamme pickt und hackt, bis daß er ein fliehendes Würmchen erpackt. Holzheher flattern mit Kreischen und Schrei'n um's Nest und fahren endlich hinein. Der Vögel Gesang schallt durch den Wald, daß alles ringsum wiederhallt. Vom Wald' her liegt am Wiesenrand ein Birkenbüschchen recht zur Hand. Da duften Maien frisch und grün, und drunter die herrlichsten Blumen blühn. Dort ist eine ganze Käferwelt, bunt, groß und klein, zusammengesellt. Im Frühling' ist auch die Wiese schön; darauf kann ich spielen, laufen und gehn. Rings um uns her ist grün die Au', und d'rüber der weite Himmel so blau. Im grü-

nen Grase lieg' ich gern, und Blumen such' ich nah und fern: die Himmelsschlüssel, die Bärenklau', Vergißmeinnicht und Sonnenthau; Schneeglöckchen, Blauveilchen, Hederich, Bocksbart, Wachtelweizen und Meierich, Steinbrech, Kamillen und Gänserich; Stiefmütterchen und Natterkopf, Fuchsschwanz, fette Henn' und Taubenkropf; Maiblumen, Pechnelken, Entian, Vogelmilch und Glöckchen und Baldrian, die Katzenpfötchen, den Löwenzahn; die pflück' ich mir, und binde daraus für Vater und Mutter den schönsten Strauß; den trag ich ganz still und heimlich nach Haus', auch theil' ich an Schwestern und Brüder aus. Drum ist das Gebüsch, die Wiese, der Wald, vor Allem mein liebster Aufenthalt.

Krug.

21. Der Küchengarten.

Im Garten arbeiten und spielen wir viel; da schmeckt uns die Arbeit so gut wie das Spiel. Am liebsten jedoch uns allen es scheint, wenn Beides sich mit einander vereint. So hat es der Vater vor Kurzem gemacht und uns ein Spiel mit Arbeit erdacht. Er kam aus dem Garten herein in's Haus und rief: „Ein Feind ist da, kommt heraus! Er wüstet im Garten gar schrecklich herum; Krieg müssen wir führen! kommt! bringt ihn um!" Mit Stöcken, zum Kampfe bewaffnet gut, lief Alles

hinaus voll Feuer und Muth. Da standen wir aber, und lachten schön, weder Mann noch Maus war da zu sehn. Doch sprach der Vater: „Ihr seht es nur nicht; euch lacht ja der Feind in's Angesicht. Stehn da nicht Nesseln und Gundermann, Giersch, Wolfsmilch und Quecken? Nur frisch daran! Wo Unkraut wächst, wird, wie sich's gebührt, mit Raufen und Jäten Krieg geführt." Seitdem ist der Garten vom Unkraut leer, die andern Gewächse gedeihen vielmehr. Viel giebt's da zu sehn und zu naschen auch. Da steht ein großer Johannisbeer-Strauch; dran hängen die Beeren so roth, wie Blut, die schmecken im Sommer uns Allen recht gut. Auch Stachelbeer' und Himbeer' am Zaun sind neben den Rosengebüschen zu schaun. Päonien, rother Holunder, Jasmin stehn neben der Laube von Geisblatt und blühn. Am Rande der Beete steht Majoran, Melisse, Narcissen und Thymian. Nachtschatten duftet, und Tausendschön sind neben den Federnelken zu sehn. Auch wir haben Gärtchen, da wächset kein Gras, die gab uns der gute Vater zum Spaß. Wie Vater und Mutter dort pflanzet und sä't, so machen wir Kinder es hier auf dem Beet'. Da stehn Petersilie und Gurken und Mohn und Zuckerschoten, die essen wir schon. Drum bin ich im Garten so gern, als im Feld'; denn was ich da finde, mir Alles gefällt.

Krug.

22. Geschwisterliebe.

Bruder. Sieh, Schwesterchen! den schönen Apfel hier;
O komm, und iß ihn doch mit mir!
Schwester. Ja, Brüderchen; allein, was geb' ich dir dafür?
Bruder. Mir? Nichts! denn äß ich ihn allein,
So würd' er mich nicht sehr erfreun,
Und wär er auch noch zehnmal größer.
Theil ich ihn aber hübsch mit dir,
Dann, Schwester! o dann schmecket mir
Die Hälfte wohl noch zehnmal besser.

Weiße.

23. Morgengedanken.

Ich lag und schlief in Sicherheit,
Und ruhte nicht vergebens:
Nun fühl ich neue Munterkeit
Und freue mich des Lebens.
An Speis' und Freuden fehlts mir nicht
Durch meiner Eltern Liebe.
Wie sehr ist es doch meine Pflicht,
Daß ich sie wieder liebe.

24. Wilhelm an Adalbert.

Mein lieber Adalbert.

Ich habe es gestern vergessen, Dir zu sagen, daß morgen unsere Bienen geschnitten werden, und

daß ich Dich bitten wollte, zu mir zu kommen und solches mit anzusehen. Du weißt doch, was es heiße: die Bienen verschneiden? Den Bienen selbst wird nichts gethan; man schneidet nur den Honig heraus, den sie im vorigen Jahr gesammelt und in ihren wächsernen Zellen aufbewahrt haben, damit sie ihre süße Arbeit von Neuem anfangen können. Ich weiß gewiß, Du hast es noch nie gesehen. O, wie wirst Du Dich über die artigen Wohnungen und Vorrathshäuser wundern, die diese kleinen fliegenden Thierchen selbst machen, und mit einer so süßen Speise anfüllen! Komm, lieber Adalbert, wir wollen dieser Arbeit von fern zusehen, Honig essen, und dabei vergnügt sein.

Dein Wilhelm.

25. Der Bienenstock.

Vater Biedermann hatte vier Kinder: Karl, Bernhard, Lotte und Hannchen hießen sie. Eines Tages sagte er zu ihnen: hört, Kinder, wer von euch morgen früh um sechs Uhr aufsteht, ohne daß ich ihn wecke, dem will ich ein rechtes Fest machen.

Die Kinder horchten hoch auf. Was denn für ein Fest? lieber Vater, fragte Lotte. Stehe du nur zur rechten Zeit auf, ohne daß ich dich wecke, so wirst du erfahren, was es für ein Fest ist, sagte der Vater. O ich will gewiß noch vor sechs Uhr aufstehen,

stehen, ohne daß du mich weckst, rief Lotte. — Ich auch! ich auch! riefen alle.

Jetzt schlug die Glocke zehn. Nun war es Zeit zu Bette zu gehen. Sie sagten alle dem Vater gute Nacht, und jedes Kind sprach dabei: Du sollst sehen, Vater, daß ich morgen früh um sechs Uhr aus dem Bette sein will. Nun legten sie sich zu Bette, und jedes sagte für sich, ehe es einschlief: halb sechs Uhr! halb sechs Uhr! Bernhard schrieb sogar mit Kreide über sein Bette: Morgen um halb sechs Uhr steht Bernhard auf! Da sah man recht, daß der Mensch alles kann, was er recht ernstlich will. Kaum hatte es am andern Morgen ein Viertel auf Sechs geschlagen, so waren schon alle Kinder munter. Jedes stand auf, zog sich an, und schlich sich zur Kammer hinaus, denn jedes glaubte das erste zu sein. Aber fast zu gleicher Zeit kamen sie in der Wohnstube an. Guten Morgen! guten Morgen! riefen sie freudig eines dem andern zu. Nun, sagten sie, wollen wir sehen, was für ein Fest uns der Vater machen wird.

Sie gingen zum Vater. Ei! sprach dieser, wenn der Vater verspricht, den Kindern ein Fest zu machen, dann können sie alle früh aufstehen. Nun, ich halte Wort. Aber erst thut, Kinder, was alle guten Kinder thun, so bald sie aus dem Bette kommen. Da kämmten sie sich, wuschen sich die Hände und das Gesicht, und spühlten sich den

Mund mit frischem Wasser aus. Nun kamen sie wieder zum Vater, und Hannchen fragte ungeduldig: Machst du uns nun ein Fest? Da ist's! rief der Vater, und warf jedem Kinde eine Kappe über den Kopf. Vor den Augen, der Nase und dem Munde war ein Gitter von Drath, und der ganze übrige Kopf war mit einem Tuche behängt.

Merkt ihr was? sprach Bernhard zu den andern Kindern, der Vater schneidet Honig. Richtig! sagte der Vater, gefällt euch dieser Spaß?

O ja! o ja! riefen alle und folgten dem Vater, der nun auch eine Kappe über den Kopf nahm, und jedem Kinde etwas zu tragen gab. Bernhard trug eine Pfanne mit Kohlen, die glühend waren; Karl ein Büschel Wermuth, von den Mädchen jedes ein langes Messer, der Vater selbst trug eine Gölte und die Mutter folgte mit einem Siebe und ein Paar Schüsseln nach.

Jetzt kam der ganze Zug in den Garten, und nun ging das Fest recht an. Der Vater machte das Haus auf, in dem die Bienen waren, und trug jeden Stock von seinem Platze weg; dann nahm er ein Büschel Wermuth, legte es auf die Kohlen, und ließ den Rauch davon in den Stock ziehen. Da zogen sich die Bienen zurück, und der Vater schnitt nun erst Wachs heraus, welches er in das Sieb legte, und dann auch große Stücken Honig. Das war eine Freude! Nun trug man

den Honig in die Stube. Die Kinder folgten, und die Mutter ging fort und holte Semmel, auf welche sie Honig für die Kinder streichen wollte. Auch der Vater ging fort, und sagte: Kinder! nun mache ich euch noch ein Fest, ich lasse für euch Honig auf Semmel streichen. Aber nasche mir Niemand.

Kein Kind naschte, außer Hannchen. Diese war lüstern, schlich sich an den Tisch, nahm ein Stück Honig aus der Schüssel, und steckte es in den Mund. Auf einmal schrie sie aber so schrecklich auf, daß es durch das ganze Haus schallte. Die Brüder und die Schwestern traten ängstlich um sie, und fragten: Was fehlt dir, Hannchen? Vater und Mutter liefen herbei und fragten: Was fehlt dir, Hannchen? Aber Hannchen hielt den Mund auf, und schrie, als wenn sie am Spieße stäcke. Die Mutter sah in den Mund, und siehe da! ein Bienchen saß ihr auf der Zunge, welches im Honig gewesen war, und mit dem Stachel an Hannchens Zunge hing. Die Mutter nahm zwar die Biene weg, aber die Zunge schwoll so stark auf, daß Hannchen den ganzen Tag keinen Bissen essen konnte.

Die übrigen Kinder aßen ihre Semmel mit Honig. Die schmeckte ihnen sehr gut; und Karl sprach: Das Fest, welches uns der Vater gemacht hat, gefällt mir.

Lotte sah durch das Fenster, und sah Minchen, des Nachbars Tochter.

Das arme Mienchen, sprach sie, ihr Vater hat keine Bienen und kann ihr keinen Honig auf Semmel streichen. Liebe Mutter! willst du Nachbars Mienchen nicht auch ein Paar Semmeln mit Honig streichen.

Herzlich gern, mein Kind, sprach die Mutter, und gab ihr die Semmeln mit Honig, und Lotte trug sie zu Miechen. Was für eine Freude das Mädchen hatte! Wie sie Lottchen dankte! Und nun schmeckten Lottchen ihre Semmel noch einmal so gut.

Wilmsens Kinderfreund.

26. Das gute Kind.

Ein Kind voll Einfalt, ohne List,
mit immer frohem Muth,
das gern bei seinen Eltern ist,
gern, was sie sagen, thut,
Geschwister gern und Nachbarn liebt,
und keinen Menschen nie betrübt:
das Kind ist brav und gut.
Ein Kind, das gern von Jesu hört,
und gern von seiner Pflicht,
der Warnung folgt, den Lehrer ehrt,
und hält, was es verspricht,
das nie beim Bösen sich verweilt,
sein Abendbrot mit Armen theilt:

das Kind ist brav und gut.
Ein Kind, das munter und vergnügt
das Glück der Andern sieht,
das wenig spricht und niemals lügt,
und schlimme Kinder flieht,
das nie nach dem Verbot'nen strebt,
nur Jesu zu gefallen lebt:
das ist ein gutes Kind.

Starke.

27. Julchen.

Das sanfte Julchen wollte nicht,
Nach Fritzens wilder Art, die Knabenspiele spielen.
Er bittet; nichts! Er zürnt; sie hört ihn nicht.
Da schlug er hitzig mit dem Stabe,
Auf dem er ritt, nach ihr, und traf sie auf den Kopf.
Das arme Mädchen schrie: o weh!
Und fiel, betäubt von Schmerzen, nieder.
Dies rührt den guten Fritz. Er fing mit an zu weinen
Und warf sich zu ihr in das Gras,
Bat ihr es kläglich ab, und half ihr liebreich auf.
Sie weinet immerfort. — „Ach, liebe Schwester!"
Spricht er, „da, nimm den Stock, und schlage mich zweimal!
„Ich halt' es aus, ich hab's verdient."
Nein, lieber Fritz, versetzt das gute Kind,
Der Schlag that gar zu weh, ich mag dich nicht so schlagen.

28. Der Knabe und eine Biene.

In eine Blume war ein Bienchen einst gekrochen;
Die Blume pflückte sich ein Kind in einen Strauß
Und trieb mit Ungestüm den kleinen Gast heraus.

„So herrisch?“ rief das Bienchen zürnend aus;
„Vermuthlich wardst du nie gestochen?
„Du sahst doch wohl, daß ich auf diese Blume flog
„Und ruhig meinen Honig sog!
„Denkst du vielleicht, ich sei zu klein,
„Dich, kleiner Mensch, zu strafen? Nein!
„So klein ich bin, so soll dichs reu'n.“

So sprach sie, und den Augenblick
Wars auch geschehn. Doch ach! ihr Stachel blieb zurück.
Drum starb sie, und erfuhr zu spät, daß, wer gern Rache
An andern übt, sich selber elend mache.

29. Der Löwe und die Maus.

Die Mäuse machten sich einmal im Walde lustig; in der Nähe aber schlief ein Löwe, und eine von ihnen sprang auf den Löwen. Der Löwe erwachte; er ergriff die Maus mit seiner Tatze und sprach: du unnützes Ding! wie kannst du mich in meiner Ruhe stören? Ich werde dich sogleich fressen! Die Maus zitterte an allen Gliedern und bat

mit kläglicher Stimme: Ach vergieb mir! es ist nicht gern geschehen; meine Unvorsichtigkeit war Schuld. Ich bin ja auch nur ein so kleines Thier, daß du dich nicht einmal an mir satt essen kannst. Schenke mir doch das Leben. Der Löwe sah die Maus an und sagte: Nun ja, du magst leben! Und er ließ sie laufen.

Nach einiger Zeit schwärmte der Löwe bei Nacht im Walde umher und fiel in eine Grube. Er merkte aber bald, daß er in einem Netze gefangen war, welches der Jäger dort aufgestellt hatte. Da erhob er ein gräßliches Gebrüll. Das Gebrüll hörte die Maus. Sie eilte schnell herbei und sprach: Sei ganz ruhig, edler Löwe! es hat keine Gefahr. Und nun betrachtete sie genau die Schlingen, zernagte die Stricke, löste die Knoten, und gab dem Löwen die Freiheit. Der Löwe war froh; er dankte der Maus und dachte: Es ist doch edler und auch besser, seinem Beleidiger vergeben, als sich an ihm rächen.

30. Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
bei gutem und schlechtem Wetter,
das hat von unten bis oben
nur Nadeln gehabt statt Blätter.

Die Nadeln, die haben gestochen,
das Bäumlein hat gesprochen:

Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's wieder aufgewacht:
da hatt' es goldne Blätter fein;
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich stolz;
goldne Blätter hat kein Baum im Holz.

Aber wie es Abend ward,
ging der Jude durch den Wald,
mit großen Sack und langem Bart.
Der sieht die goldnen Blätter bald;
er steckt sie ein, geht eilends fort
und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen:
die goldnen Blättlein dauern mich;
ich muß vor den andern mich schämen;
sie tragen so schönes Laub an sich;
dürft' ich mir wünschen noch Etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.

Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht;
da hatt' es gläserne Blätter fein;
das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: Nun bin ich froh;
kein Baum im Walde glitzert so.

Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäum' geschwind
und kommt an die gläsernen Blätter;
da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:
Mein Glas liegt in dem Staub;
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch' ich mir grüne Blätter wohl.

Da schlief das Bäumlein wieder ein
und früh ist's wieder aufgewacht;
da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
und spricht: Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch'.

Da kommt mit vollem Euter
die alte Geis gesprungen;

sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen;
sie sieht das Laub und fragt nicht viel;
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer.
Es sprach nun zu sich selber:
Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber;
hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln.

Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht.
Da besieht es sich im Sonnenschein
und lacht und lacht.
Alle Bäume lachen's aus;
das Bäumlein macht sich aber Nichts daraus.

Warum hat das Bäumlein denn gelacht?
Und warum seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß Jedermann es sehen kann.
Geh' hinaus, sieh' nach, doch rühr's nicht an!

Rückert.

31. Die Biene.

Als jüngst Riekchens kleine Hand
Schöne Blumensträuschen band,
Stach ein Bienchen sie.
Ach! wie ich erschrocken bin!
Sprach sie, warf die Blumen hin,
Lief davon und schrie:
»Bienchen warum stichst du mich?
»Fang' ich dich, so tödt' ich dich!
»Sieh, nun bist du mein. —
»Aber wie? — ich räche mich? —
»Thierchen, ich befreie dich;
»Süsser ist verzeihn.»

32. Die Geis.

Es war einmal eine Geis,
der war's zu wohl im Stall;
da ging sie hin auf's Eis,
that einen bösen Fall;
und als die Geis gefallen war,
da kam das alte Mütterlein dar
und sprach:
»Du albernes Geiselein,
hättest wohl können vorsichtig sein;
sieh', hast gebrochen ein Bein.«
Ach, ach! sprach drauf das Geiselein,
ach, allerliebstes Mütterlein!

hätt' ich gewusst, wie's Beinbrechen thät,
nimmermehr ich so gesprungen hätt'.
Das merk' sich wohl die Jugend an:
bald ist ein kecker Streich gethan,
und reut dem Thäter hinterher;
hätt's noch zu thun, thäts wohl nicht mehr.

33. Der wohlthätige Ferdinand.

Der kleine Ferdinand ging eines Tages in die Stadt, um sich Spielsachen zu kaufen. Seine Mutter hatte ihm einige Groschen dazu geschenkt: Als er an das Gebüsche kam, durch welches der Weg ging, sah er zwei arme Männer, einen Blinden und einen Lahmen. Der Blinde sass auf einem Steine und der Lahme kam auf Ferdinand zu. Liebes Kind, sagte er, ich bin ein armer Soldat; ich habe im Kriege ein Bein verloren, und hier sitzt mein armer blinder Bruder, welcher nun niemanden hat, der ihm helfen kann. Ferdinand war sehr gerührt. Wozu brauche ich die Spielsachen? dachte er. Meine Mutter wird gewiss nicht böse sein, dass ich das Geld den armen Männern gegeben habe.

Da zog der gute Ferdinand seine Beutelchen heraus, und gab den beiden Männern sein Geld.

Hold.

34. Das Vogelnest.

Im Garten flog ein Vögelein, das sang gar wunderschön.
Es war so niedlich und so klein, gar lieblich anzusehn.
Das Vöglein wollte gar zu gern ein kleines Nestlein baun.
Es wählt von Haus und Menschen fern im Garten einen Zaun.
Hier legt' es zarte Eierlein und lebt in guter Ruh'
Und deckt mit seinen Flügelein die lieben Kleinen zu.

Schon schrie'n die Jungen: pipipi; da flog die Mutter aus
und brachte Futter spät' und früh den Vögelchen nach Haus.
Doch ach, zwei wilde Knaben sahn das allerliebste Nest
und packten's wild und grausam an und legten's in Arrest.
Da weint das alte Vögelein, dem sie das Nest geraubt.
»Gebt her! die Jungen sind ja mein! Wer hat euch das erlaubt?«

Allein lieb' Marianchen kam und hört das Vöglein schrein;

und ihren bösen Brüdern nahm sie weg das
Nestelei'n.
Und setzt' es wieder in den Zaun, die Jungen
unversehrt
und freut' sich, dass sie's in dem Zaun nun
wieder pipen hört'.
Und alt und junges Vögelein hatt' Marianchen
lieb
und sang, wenn sie bei Mondenschein im stil-
len Gärtchen blieb.

Dinter.

35. Die kleine Wohlthäterin.

Es war ein kalter strenger Winter. Da sammelte die kleine Minna, die einzige Tochter wohlthätiger Eltern, die Krümchen und Brosamen, die übrig blieben, und bewahrte sie. Dann ging sie hinaus zweimal am Tage auf den Hof, und streuete die Krümchen hin. Und die Vöglein flogen herbei nnd pickten sie auf. Dem Mädchen aber zitterten die Hände vor Frost in der bittern Kälte.

Da belauschten sie die Eltern und freuten sich des lieblichen Anblicks, und sprachen: Warum thust du das Minna?

Es ist ja alles mit Schnee und Eis bedeckt; antwortete Minna, dass die Thierchen nichts

finden können; nun sind sie arm. Darum füttere ich sie, so wie die reichen Menschen die armen unterstützen und ernähren.

Da sagte der Vater: Aber du kannst sie doch nicht alle versorgen.

Die kleine Minna antwortete: Thun denn nicht alle Kinder in der ganzen Welt wie ich, so wie ja auch alle reichen Leute die armen verpflegen? —

Krummacher.

36. Der Fischer.

Sass ein Fischer an den Bach, wollte Fischlein fangen;
Doch es blieb den ganzen Tag leer die Angel hangen
Endlich zuckt es, und er sah Fischlein zappelnd schweben.
Gold erröthlich hing es da, fleht ihn um sein Leben.

Lieber Fischer, lass mich los, sprach's mit glatten Worten,
Lass mich in der Wellen Schooss, bis ich gross geworden.
»Fischlein, das kann nicht geschehn, hier hilft kein Beklagen.
»Liess ich jetzt dich wiedergehn, möcht zu viel ich wagen.»

Denke doch, wie klein ich bin, hast ja kaum
drei Bissen.
Lass' mich in die Fluth dahin, wirst mich nicht
vermissen.
»Weil du gar zu niedlich bist, und so jung am
Leben,
»sei dir eine kleine Frist noch von mir gegeben.

»Wirst du aber grösser sein, denk' an deine
Worte,
»stelle dich zum Fange ein hier an diesem Orte.«
Fröhlich sprang das Fischchen hin in die Wel-
lenkühle,
trieb mit heiterm frohem Sinn seine lust'gen Spiele.

Als ein Jahr vorüber war, dacht' es seiner
Worte,
stellte sich dem Fischer dar an dem alten Orte.
Doch der sprach: »Weil du so treu an dem
Wort gehangen,
lass ich dich auf immer frei, will dich niemals
fangen.

Besseldt.

37. Der Bär und die Bienen.

In Polen brummt ein wilder Bär:
Ihr Bienen, gebt mir den Honig her!
Ich bin so gross und ihr so klein,
Ihr sollt mir wahrhaftig nicht hinderlich sein.

Und

Und eh' die Bienlein sich's versah'n,
So klettert er den Baum hinan.
Er klammert sich fest und brummt und brummt.
Das Bienlein summt, das Bienlein summt.
Ihr Bienen, gebt mir den Honig her.
Es wird nichts, Herr Bär! es wird nichts Herr Bär.
Der Bär steckt schon die Nase hinein:
Weg da, ihr Bienen; der Honig ist mein!
Die Bienlein stechen frisch drauf los:
Sind wir gleich klein, und du bist gross,
Doch solls deiner Nase gar schlimm ergehn,
Lässt du nicht gleich den Bienenstock stehn.
Der Bär wird bös. Es hilft Alles nicht.
Er knurrt und brummt. Das Bienlein sticht.
Wie juckt's ihn auf Zunge und Nase und Ohr.
Er muss entlaufen, der arme Thor.
Die Bienlein jubelten: summ, summ, summ!
Der Bär der knurrte: brumm, brumm, brumm!
Und als er floh, rief's Bienchen ihm zu:
Soll's dich nicht jucken, lass And're in Ruh'.

38. Der Elephant und die Maus.

Ein Elephant und eine Maus besprachen sich von ihrer Grösse. »Ha!« sprach der Elephant, »ich messe dich ja so leicht mit meinem Rüssel aus.« »Und ich,« antwortete die Maus, »hab einen kleinen Zahn, und fresse mich ja

so leicht in eines Königs Haus.« Die Grösse macht es oft nicht aus.

39. Der Riese Goliath.

War einst ein Riese Goliath, gar ein gefährlich Mann;
er hatte Tressen an dem Hut und eine Troddel dran,
und einen Rock von Golde schwer.
Wer zählt die Dinge alle her!

An seinen Schnurrbart sah man nur mit Schauder und mit Graus;
und dabei sah' er von Natur gar wild und grimmig aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
so gross schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul und eine freche Stirn,
und ein entsetzlich grosses Maul, doch nur ein kleines Hirn;
gab Jedem einen Rippenstoss
und flunkerte und prahlte gross.

So kam er alle Tage her und sprach Israel Hohn.
Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir? Sei's Vater oder Sohn.
Er komme her, der Lumpenhund!
Ich werf' ihn nieder auf den Grund.

Da kam in seinem Schäferrock ein Jüngling zart und fein;
er hatte Nichts, als einen Stock, die Schleuder und den Stein,
und sprach: Du hast viel Stolz und Wehr,
ich komm' im Namen Gottes her.

Und damit schleudert er auf ihn und traf die Stirne gar;
da fiel der grosse Esel hin, so lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh
ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Trau nicht auf deinen Tressenhut, noch auf die Troddel dran!
Ein grosses Maul es auch nicht thut, das lern vom langen Mann;
und von dem kleinen lerne wohl,
wie man mit Ehren fechten soll.

Claudius.

40. Die beiden Geschwister.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: »Komm, wir wollen in dem Hause etwas Gutes zu essen aufsuchen, und es uns recht wohlschmecken lassen.«

Anna sprach: »Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so will ich mitgehen.«

»Nun,« sprach Jakob, »so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süssen Rahmes verzehren.«

Anna sprach: »Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.«

»So komm mit mir in die Küche,« sagte Jakob, »in dem Küchkasten steht ein Topf voll Honig, in diesen wollen wir unser Brot eintunken.«

Anna sprach: »Dort kann die Nachbarin herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.«

»So wollen wir drunten im Keller Äpfel essen« sagte Jakob. »Dort ist es so stockfinster, dass uns gewiss Niemand sieht.«

Anna sprach: »O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, dass uns dort Niemand sehe? Weisst du nichts von jenem Auge dort oben, das die Mauern durchdringt, und ins Dunkle sieht?«

Jakob erschrack und sagte: »Du hast Recht, liebe Schwester! Gott siehet uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun.«

Gieb, Gott! dass ich dein heilig Auge scheu,
Und rein vor dir von jeder Sünde sei.

Dritte

Abtheilung.

41. Das fröhliche Kind.

Ich bin so flink, ich bin so froh,
Zwar wie man sagt, noch klein,
Klein hin, klein her, ich freu mich so,
Daß mich es nie wird reu'n.
Früh steh' ich auf, dann dank ich erst
Für Bett und Schlaf und Ruh;
Gott! denk' ich dann, der du uns nährst,
Wie lieb, wie gut bist du!
Dein freu' ich mich, du bist so gut,
Und liebst uns gar zu sehr;
Von dir kommt Freude, Glück und Muth
Und noch viel Gutes mehr.
Bedenk' ich dieser Gaben Werth,
Dann fühl' ich's laut und klar:
Durch Frömmigkeit wird Gott verehrt,
Der stets mein Vater war.
Und dann lern' ich recht brav d'rauf los,
Und freu mich, daß ich's kann;
Denk' auch dabei: Einst werd' ich groß,
Und werd' ein wackrer Mann.
So bin ich immer flink und froh,
Ich weiß: ich darf mich freu'n,
Doch freu ich mich auch immer so,
Daß es mich nie kann reu'n?

42. Die Canarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Carolina, hatte ein allerliebstes Canarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Carolina aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches, klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauern, und eines Morgens, als Carolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfich.

Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinete sehr. Die Mutter des Mägdleins aber ging hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so lieblich sang wie jenes, und that es in den Käfig.

Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelchen sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: Mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes.

Da sprach das Kind: Ach, liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.

Liebe Lina, antwortete die Mutter, du hast sein ja sorgfältig gepflegt! —

Ach nein, erwiederte das Kind — ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen.

Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens, denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Wahrheit in dem Herzen des Kindes. —

Ach! sagte sie, wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe sein am Grabe der Eltern!

Krummacher.

43. Maria und ihr Lämmchen.

Maria mit dem Lämmchen geht
Auf grüner Weid' hinaus.
Hier spiel' im Klee, ich pflück' indeß
Der Mutter einen Strauß.

Hier bleibe du, mein liebes Lamm,
Geh nicht zum Bache dort,
Du fällst vom jähen Ufer leicht,
Die Welle reißt dich fort.

Lieb Lämmchen denkt in seinem Sinn:
Das geht so eilig nicht;

Ein Sprung steht mir noch immer frei,
Wenn gleich das Ufer bricht.

Es trippelt hin, es trippelt her,
Schleicht nach dem Bache fort,
Dort seh' ich schönre Blumen blühn,
Der Klee ist fetter dort.

Bleib, liebes Lämmchen! bleibe hier,
Geh nicht vom Blumenrain;
Sinkst du in jene wilde Fluth,
Kann ich dich nicht befrein.

Das Lämmchen spricht: Falsch wär der Bach?
Er fließt doch klar und hell;
Vergoldet von der Sonne Schein
Ist jede kleine Well'.

Und immer weiter irrt das Lamm.
Es blinkt die Fluth so schön,
Die Blumen schimmern weiß und roth,
Die an dem Ufer stehn.

Maria ruft ihm warnend zu:
O flieh des Baches Rand!
Es zieht dich dort ein täuschend Bild
Tief in des Grundes Sand.

Schon ist es dort; und in dem Bach
Es mit Verwundrung blickt,
Ein andres Lämmchen steht darin,
Das ihm entgegen nickt.

Wie schön bist du! ruft unser Lamm,
Ach könnt ich bei dir sein,
Und unter Blumen mich mit dir
Im hellen Bach erfreun!

Und wie sichs immer tiefer bückt,
Und mit dem andern spricht;
Da stürzt es in die tiefe Fluth,
Das lockre Ufer bricht.

Und als der Abend niedersank,
Kommt's Lämmchen nicht zurück,
Maria geht allein nach Haus,
Still mit bethräntem Blick.

Karl Besselt.

44. Preis der Schule.

Kinder! gerne wollen wir
Nun zur Schule gehen!
Unser Lehrer sorgt dafür,
Dass wir ihn verstehen.
Was er lehrt, ist nicht zu schwer,
Wenn man's ernstlich treibet;
Leichter wird es immer mehr,
Wenn man fleissig bleibet.

Wenn wir gross sind, gehts uns wohl,
Jeder will uns haben.
Auf dann! nützet, wie man soll,
Geist- und Körper-Gaben;

Denn wer Andern dienen lernt,
O! dem dient man wieder.
Faulheit sei von uns entfernt;
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kommt von Gott,
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott,
In der Schule hören.
Segne jedes gute Wort,
Dass wir's thätig ehren,
Dann wird sich an unserm Ort
Glück und Tugend mehren.

45. Beim Schluß der Lehrstunde.

Vollbracht ist unser Tagewerk,
Nun laßt uns fröhlich sein!
Die Freude giebt zur Arbeit Stärk',
Und unsem Leib Gedeihn.

Von unsern jugendlichen Reih'n
Sei Lärm und Muthwill' fern,
Vernünftig soll die Freude sein
Und angenehm dem Herrn.

Mit Gnade blickt er dann herab,
Sieht unsre Freuden gern;
Die Freuden, die er selbst uns gab.
O Kinder, lobt den Herrn!

46. Der Hund und die beiden Knaben.

Herr Winhold hatte zwei Söhne; der eine hieß Heinrich, der andere Franz. Sie spielten gern mit dem großen Haushunde, und der gute Caro litt alles ganz geduldig. Die Kinder stiegen auf seinen Rücken, und spannten ihn vor ihren kleinen Wagen. Caro hätte die Kinder mit einem Schlage zu Boden werfen können, wenn er gewollt hätte, aber er that ihnen nichts zu Leide. Heinrich war mitleidiger gegen das gute Thier, und gab ihm oft ein Stück Brot; aber Franz wollte den Hund immer nach seinen Einfällen zwingen, und riß ihn obendrein bei den Ohren herum. Caro wurde zornig. Er wies die Zähne, und als Franz ihn schlug, da biß er ihn in die Hand, aber nur ganz leise. Franz fing entsetzlich an zu schreien, und verlangte, daß man den Hund todtschlagen sollte.

Herr Winhold kam auf den Lärm herbei. Warum soll man ihn den todtschlagen? fragte er.

Er hat mich gebissen, rief Franz aus allen Kräften.

Du hast ihn geschlagen, sagte der Vater.

Hatte ich denn nicht Recht dazu? sprach Franz. Caro ließ meinen Bruder auf seinen Rücken, aber mich wollte er nicht aufsitzen lassen.

Heinrich ist immer freundlich gegen den Hund gewesen, antwortete der Vater, Heinrich hat ihm

zu essen gegeben, aber Du hast ihm nie eine Freude gemacht und ihn dazu noch hart behandelt. Soll er Dich lieb haben, wenn Du ihm Böses thust? Soll er gegen Dich gefällig sein, wenn Du nie freundlich gegen ihn bist? Der Hund hat Recht, und Du bist ungerecht gewesen. Schweig also, oder ich sperre Dich ein. Sei gut und freundlich gegen jeden, dann wird man auch gegen Dich gefällig und liebreich sein.

47. Der Staar.

Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn z. B. der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?“ so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!“

Des Nachbars kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte ihm öfters einen Besuch. Als Karl wieder einmal kam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche und wollte sich damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblicke kam der Jäger zu der Thür herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie so laut er konnte: „Da bin ich.“

Ein Diebstahl sei so schlau er mag
Er kommt oft seltsam an den Tag.

48. Der Tanzbär.

Ei, seht doch! der Bär, der Bär,
Mit schwerem Tritt trabt er daher!
Der Mann dort mit dem Ranzen,
Der lässet ihn hübsch tanzen;
Die Trommel brummt, die Pfeife quikt,
Wie sich's zu solchem Tanze schickt.
Der Bär ist gar ein faules Thier,
Verschläft sein halbes Leben schier;
Darum bekommt der Träge
Vom Treiber viele Schläge;
Wollt ihr vor Strafe sicher sein,
Arbeitet brav und lernet fein.
Der Bär, der ist ein Leckermaul,
Im Honigrauben gar nicht faul;
Die Bienen, sich zu rächen,
Mit manchem Stich ihn stechen.
Seht, solchen schmerzensvollen Lohn
Trägt oft die Leckerei davon.
Der Bär, der brummt ohn' Unterlaß
Im zornigen, ergrimmten Baß;
Drum, Kinder, laßt euch wehren,
Und brummt nicht wie die Bären —
Sonst fügt man in die Näschen klein
Euch hübsche Eisenringlein ein.

Der Bär, der Bär, der grobe Bär,
Ist naschhaft, faul und brummt gar sehr;
Drum kann er wieder gehen,
Wir haben g'nug gesehen:
Wir wollen fleißig, mäßig, fein,
Und keine Brummelbären sein.

49. Der Fischteich.

Herr Herbst hatte einen Teich, in welchem viele Karpfen und Schleie waren. Wenn er nun seinen Kindern eine Freude machen wollte, so ging er mit ihnen an den Teich; jedes nahm ein Stück schwarzes Brod mit, und dann brachen sie davon, warfen es in das Wasser, und die Fische schnappten es weg. Da saßen sie nun oft eine Stunde lang, und sahen zu, wie die Fische auf und ab schwammen, die Käfer, die im Wasser leben, hin und her fuhren, hier und da ein Frosch den Kopf aus dem Wasser steckte, und — husch! — wieder hinunter war, wenn ihn ein Kind zu nahe kam.

Da wünschten die Kinder nun oft: wenn ich nur einmal so ein Thier fangen, und in der Nähe sehen könnte. Herbst ließ es aber nie zu, daß ein Kind danach greifen durfte. War dies wohl recht? Ich glaube wohl. Ein Kind ist kein Frosch und kein Fisch, die im Wasser leben. Wenn eines von ihnen in das Wasser fiele, so wäre es aus mit ihm.

Einst sprach Herr Herbst: Wollen wir nach dem Teiche gehen? Ja! ja! riefen alle, und zogen fröhlich mit ihm fort. Bernhard sprang voraus, und kam zuerst bei dem Teiche an. Kaum war er da, so drehte er sich um, und rief den Kindern zu: Karl! Hanne! Lotte! der Vater macht einen Spaß! kommt geschwind herbei. Da lief alles was laufen konnte. Tausend! was war da! Das Wasser war aus dem Teiche abgelassen, und auf dem Boden wimmelte es von großen und kleinen Thieren. Da zappelte ein großer Karpfen, hier ein Paar Schleien, die sich in den Schlamm einzuwühlen suchten; Schmerlen, Krebse, Frösche, Käfer, Larven u. s. w. bedeckten den Boden des Teiches. Kurz, der ganze Schlamm lebte.

Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen! Eins rief: Vater! sieh den schrecklich großen Frosch; ein anderes: Lotte! Lotte! komm geschwind her und sieh den Krebs! Hannchen rief: O, wer holt mir den Käfer! Sieh, Bernhard! dort nicht weit von dem Karpfen; er hat einen gelben Saum um die Flügel!

Endlich fing Bernhard an und sagte: Ach, lieber Vater, wenn du uns eine rechte Lust machen willst, so laß uns in den Teich gehen! Und alle stimmten bei: Lieber Vater, thu' es doch! da wollen wir Fische, Krebse, Frösche fangen. Das soll eine rechte Lust sein.

Nun so geht denn hinein! sprach der Vater; ziehet aber erst Schuhe und Strümpfe aus, leget die obern Kleider ab, in denen die Arme stecken, streift die Ärmel auf, damit ihr die Kleider nicht zu schmutzig macht. Dort stehen die Körbe, in welche die Fische kommen sollen, hier ein Korb für die Krebse, und da einige Töpfe, in welche ihr Frösche, Larven und was sonst noch im Schlamme lebt, werfen könnt. Was für eine Freude war dies: Hundert und mehrmal zogen sonst die Kinder Schuhe und Strümpfe aus, wenn sie ins Bette gingen; so schnell wurden sie aber nie fertig, als diesmal.

Kaum hatte es der Vater gesagt, so waren auch schon alle fertig, und sprangen ins Wasser. Das war eine Lust! So oft ein Kind einen Fisch, Frosch, Krebs oder Larve fing, jauchzte es, und machte seinen Fang den andern kund.

Zwei Stunden lang erlaubte ihnen der Vater diese Lust, dann klatschte er in die Hände, und befahl, daß sie nun aus dem Teiche kommen sollten. So schnell ging es aber nicht heraus, als hinein, jedes hatte noch etwas zu fangen. Eins rief: Nur den Krebs noch! das andere nur den Schmerl noch, lieber, guter Vater! Aber der Vater sagte: Eins! zwei! drei! und dies war das Zeichen, daß die Kinder folgen mußten.

Sie sprangen also heraus. Aber — wie sahen sie aus! über und über waren sie mit Schlamm

bedeckt, und man konnte sie weiter riechen, als sehen.

Dies hatte die Mutter voraus gesehen, deswegen hatte sie andere Wäsche und Kleidung holen lassen. Der Vater führte sie nun alle an einen Bach, wo sie ihre Füße, Hände, Arme und Gesicht waschen mußten. Dann nahm jedes Kind seine Wäsche und Kleidung, ging in einen Busch und zog sich an. Jetzt waren sie alle fertig.

Nun, Kinder! sprach der Vater, ihr fingt heut viele Thiere, habeu sie euch Schaden gethan?

Nein! sagten alle.

Vater. Glaubt ihr denn, daß ihnen in diesen Körben und Töpfen wohl ist?

Bernhard. Das glaube ich nicht.

Vater. Nun, so ist es auch nicht recht, daß wir sie lange leiden lassen. Christoph! (so hieß der Fischer, der das Wasser aus dem Teiche ließ) bringt mir alle die Thiere her, welche die Kinder fingen, daß ich über sie Gericht halte. Ihr, meine Kinder, Bernhaed, Karl, Lotte und Hanne, und du, gute Frau! setzt euch alle um mich und gebt Acht, ob ich recht richte! Bernhard! wann ist es mir erlaubt, ein Thier zu tödten?

Bernhard. Wenn es dir schadet.

Vater. Da darf ich also die Kuh nicht tödten lassen; denn diese schadet mir ja nicht.

Bernhard. Ja, die müssen wir tödten lassen, damit wir ihr Fleisch essen können.

Vater. Also darf ich ein Thier tödten, wenn es mir schadet, oder, wenn ich sein Fleisch essen kann. Aber warum tödtet man denn den Wallfisch? Der schadet ja nicht, und man ißt ihn auch nicht.

Bernhard. Dies ist wohl wahr; aber man nützt doch sein Fett.

Lotte. Und das Fischbein.

Vater. Also haben wir zwei Fälle, in denen es recht ist, die Thiere zu tödten: wenn sie uns im Leben schaden, und wenn sie uns nützen, wenn sie todt sind. Nun laßt uns alle diese Thiere vor Gericht bringen, und sehen, ob wir ein Recht haben, sie zu tödten. Hier stehen erstlich zwei Körbe voll Karpfen. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten?

Bernhard. Ich denke ja! Wir können sie essen, und ihr Fleisch schmeckt gut.

Vater. So ist es ja wohl auch mit den Schleien, den Schmerlen und den Krebsen? Mögt ihr sie wohl essen?

Lotte. Versuch es nur, Mutter, und siede welche, du sollst sehen, daß sie uns recht gut schmecken werden.

Vater. Nun, so sollen sie alle sterben! Weil wir sie aber doch nicht alle auf einmal essen können, so sorgt dafür, Christoph, daß sie in dem Kasten, den ich für die Fische und Krebse habe, aufbewahrt werden. Die Mutter wird schon danach sehen, daß sie nicht Noth leiden, und täglich ihr Futter haben. Nun kommt die Reihe an die Herren Frösche. Haben sie uns Schaden gethan?

Alle. Nein! Nein!

Vater. Nützt es uns, wenn wir sie tödten? Soll sie euch die Mutter vielleicht braten?

Hannchen. Fi! ich mag keine Frösche essen. Willst du, Lotte?

Lotte. Ich will andern die Frösche lassen; ich lobe mir die Krebse.

Vater. Nun, so mögen denn die Frösche leben!

Eben so sprach man auch die Larven uud Käfer frei vom Tode. Herr Herbst nahm dann von jeder Art dieser Thiere eins, zeigte es den Kindern, und sagte zu ihnen, wie es lebe, sich nähre, und was es nütze.

Da nun dies vorbei war, sprach der Vater: Nun, Kinder, weil uns denn alle diese Thiere durch ihr Leben nicht schaden, und durch ihren Tod nichts nützen, so gebt ihnen die Freiheit wieder.

Ja! ja! riefen alle, das wollen wir thun!

Nun ging es wieder nach dem Teiche zu, und alle Töpfe, in welchen diese Thiere waren, trugen sie dahin und leerten sie aus. Das war ein Spaß über alle Späße! Wie freuten sich die Kinder, da sie diese Thiere im Teiche herumkriechen und hüpfen sahen.

Jetzt sollte der Zug nach Hause gehen. Ehe der Vater aber fortging, fragte er Bernhard: Haben wir diese Thiere wohl in den Teich gethan, daß sie sterben, oder daß sie leben sollen?

Daß sie leben sollen! war Bernhard's Antwort.

Nun, sagte der Vater, so müssen wir auch dafür sorgen, daß sie leben können. Er ließ darauf das Loch zustopfen, durch welches das Wasser abfloß, und bald fing das Wasser im Teiche wieder an zu steigen, und alle diese Thiere waren in dem Wasser lustig.

Nun ging es nach Hause. Die Mutter, die voraus war, hatte eine gute Mahlzeit, unter andern auch eine Schüssel Krebse gekocht. Die schmeckten den Kindern herrlich, weil sie sich zuvor ein Paar Stunden in freier Luft bewegt hatten.

Da sie satt waren, sagten sie alle: Wir danken dir, lieber Vater; du hast uns heute ein rechtes Fest gemacht!

Wilmsen's Kinderfreund.

50. Der stumme Reisegefährte.

Herr Redlich lebte mit seiner Frau und drei Kindern in einer großen Handelsstadt. Er hatte die Seinen herzlich lieb, und wäre daher gern beständig bei ihnen geblieben; aber seine Handelsgeschäfte zwangen ihn alle Jahr, weite Reisen zu machen, von welchen er oft erst nach 5 oder 6 Monaten zurückkehrte. Als ein zärtlicher Vater war er auch in der Entfernung oft und viel mit seiner Frau und seinen Kindern beschäftigt. Im Geiste war er immer mitten unter ihnen, und alle müßigen Stunden, welche er auf der Reise hatte, benutzte er sorgfältig, um seinen Kindern lehrreiche Briefe zu schreiben. Was war das für ein Fest, wenn der Briefträger kam, und der harrenden Mutter, den verlangenden Kindern einen Brief vom lieben Vater brachte. Da liefen dann Ferdinand und Sophie, die beiden ältesten Kinder, oft in die Wette die Treppe hinunter, dem Briefträger entgegen, nach dem sie schon seit mancher Stunde am Fenster aus gesehen hatten. Zuweilen hatte der zehnjährige Ferdinand die Freude, daß der Vater an ihn den Brief gerichtet hatte, und wie stolz trat er dann in die Stube, wie freudig betrachtete er die Aufschrift des Briefes!

Es war ein Sonntag. Ferdinand spielte mit seiner fünfjährigen Schwester Emilie, und war eben

sehr emsig beschäftigt, ihr ein Kartenhaus zu bauen, als Sophie, die am Fenster stand, auf einmal schrie: Da kommt der Briefträger! der bringt gewiß einen Brief vom Vater! Pfeilschnell schoß Ferdinand die Treppe hinunter, und keine Minute verging, so stand er wieder jubelnd vor seiner Mutter, indem er den Brief hoch in der Hand hielt. Aber bist du nicht ein recht wilder Junge! sagte die Mutter drohend. Wie leicht hättest du die Treppe hinunterstürzen und deine und unsre Freude in Leid verwandeln können! — Bitte, bitte, liebste Mutter, sagte Ferdinand, sei nicht böse; ich will auch künftig nicht so wild sein. Aber öffne doch nur geschwinde des Vaters Brief, und lies. Der Vater schrieb: „In acht Tagen hoffe ich wieder bei Euch zu sein. Diesmal bringe ich einen kleinen Reisegefährten mit; Ferdinand und Sophie mögen ihn aus der Beschreibung errathen, wenn sie können. Mein kleiner Reisegefährte ist munter, gelehrig und geschwätzig; aber dennoch kann er mir auf keine einzige Frage eine Antwort geben. Er folgt mir beständig auf dem Fuße nach, und leistet mir Gesellschaft, ohne daß wir uns jemals mit einander unterreden. Er wäscht und badet sich oft, aber dennoch sieht er immer halb schmutzig aus. Seine Eßlust ist sehr groß; aber wenn er auch noch so hungrig wäre, so würde er doch fast keinen Bissen essen von dem, was ich esse. Ob er

gleich immer bei mir ist, so wird er euch doch nicht das Geringste von der Reise erzählen können. Dennoch spricht er den ganzen Tag; aber immer dasselbe. Wenn er recht lustig ist, so pfeift er auch, aber beständig dasselbe Stückchen. Für sein Nachtlager und seine Kleidung brauche ich nicht zu sorgen, denn er schläft nicht anders, als auf der bloßen Erde, und geht immer unbekleidet." Nun rathet einmal! sagte die Mutter. Oder habt ihr's schon heraus? Ferdinand meinte, der kleine Reisegefährte könnte doch wohl kein Mensch sein. Sophie rief: Ich weiß es, ich weiß es ganz gewiß. Nun, was weißt du denn? fragte Ferdinand begierig. O es ist gewiß ein Papagey! antwortete Sophie; denn die Papageyen sind ja geschwätzig, munter und gelehrig. Aber sie pfeifen nicht, sagte Ferdinand, und sie sehen auch nicht schmutzig aus. Das hast du schlecht gerathen, Sophie; fange nur immer wieder von vorne an. Daß des Vaters kleiner Reisegefährte kein Mensch ist, glaube ich wohl, denn sonst würde er ja wohl Kleidung brauchen, und mit dem Vater essen können. Die Kinder riethen nun noch mancherlei; aber die Mutter schüttelte immer den Kopf dazu. Sie ergaben sich endlich darin, zu warten, bis der Vater mit dem kleinen Reisegefährten ankommen würde. Aber wie lang schienen ihnen nun die Tage! Wie ungeduldig wurden sie, je weiter die Zeit vorrückte! Nun wa-

ren schon 8 Tage vorüber, und der Vater kam noch nicht. Eben wollte Sophie zu Bette gehen, weil sie sich nicht länger des Schlafs erwehren konnte; da hörte man einen Wagen die Straße herausrollen. Da kommt der Vater! riefen Mutter und Kinder zu gleicher Zeit, und im Nu war alles vor der Hausthür, Sophie fühlte keine Schläfrigkeit mehr. Es war wirklich der Vater, und als der Wagen stand, war das Erste, was die Kinder erblickten: der kleine Reisegefährte. Da habt ihr den kleinen Gesellschafter! rief der Vater, indem er einen schwärzlichen Vogel zum Wagen hinausflattern ließ. Ach! es ist eine Elster, sagte Ferdinand, und sprang hoch auf vor Freuden. Aber er hatte es nicht errathen, der kleine Fremdling war ein Staar. Beinahe hätten die Kinder in ihrer Freude über den neuen fliegenden Hausgenossen vergessen, den Vater willkommen zu heißen. Unaufhörlich betrachteten sie das sprechende Thier, und als es zum ersten Male rief: Guten Abend! waren sie außer sich vor Freuden. Sie wären gar nicht zu Bette gegangen, wenn die Mutter nicht hätte den Staar wegbringen lassen; denn gar zu gern wollten sie den wunderbaren schwarzen Vogel noch einmal sprechen hören.

Nun betrachtet auch einmal meinen Reisegefährten recht aufmerksam, sagte der Vater am andern Morgen, als Ferdinand und Sophie zu glei=

cher Zeit mit dem Staar in die Stube hüpften. Gestern habt ihr ihn nur neugierig begafft; heute müßt ihr wißbegierig seine Gestalt und seine Eigenschaften untersuchen, und dann will ich euch allerlei von seiner Lebensweise und seinen Geschicklichkeiten erzählen. — Der Staar wurde nun auf den Tisch gesetzt, und genau betrachtet. Da bemerkten dann die Kinder, daß sein Schnabel an der Spitze blaßgelb, und an den Enden blau, der Augenstern nußbraun, der Fuß dunkelfleischfarbig, die lange spitzige Klaue schwärzlich, die Beine wie mit kleinen Schildern oder Schuppen besetzt, die Kralle stark und sehr gekrümmt sei.

Warum ist denn die Kralle so gekrümmt? fragte Sophie. Damit das Thier desto besser klettern, und auf den Ästen und Zweigen der Bäume fest sitzen könne, antwortete der Vater. Es soll gleich einmal eine Probe von seiner Geschicklichkeit ablegen. Kommt, wir wollen es in den Garten bringen! Ferdinand hatte große Freude darüber, daß der Staar ihm auf dem Fuße schreiend nachfolgte, und ihm zuweilen einen guten Abend zurief. Er merkte, daß der Staar ein geselliger Vogel sei. Kaum war er in den Garten gekommen, so fuhr er begierig auf einen dicken Regenwurm los, und diese Speise schien ihm viel lieber zu sein, als die Semmel, womit ihn Sophie am Morgen gefüttert hatte. Ich mag nicht dein Gast sein, sagte Ferdinand, indem er den Staar seinen Fang verzehren sahe.

Nun mußte der Staar seine Geschicklichkeit im Klettern zeigen, und Ferdinand konnte nicht läugnen, daß ihn der Vogel in dieser Kunst weit überträfe. Der Vater gab ihm dabei die Lehre, daß er doch ja nicht mit dem Staar in die Wette klettern möchte, denn Ferdinand hatte sich schon oft als ein kleiner Waghals gezeigt, und war erst wenige Wochen zuvor von einem ziemlich hohen Baume heruntergefallen.

Willst du nun deinen kleinen Zögling recht traktiren, so setze ihm ein Gericht von Raupen vor. Dort auf den Kohlpflanzen wirst du ihrer genug finden, und künftig können wir sicher darauf rechnen, daß er die Pflanzen von Raupen reinigen wird. Ferdinand hatte bald ein Gericht Raupen zusammengebracht, und unterdeß der Staar es sich schmecken ließ, wurde er von Vater und Sohn betrachtet. Sieh! sprach der Vater, welch ein schönes Kleid von länglich zugespitzten Federn der Schöpfer dem Staar gegeben hat. Es sieht schwärzlich aus, aber betrachte es einmal recht genau, und du wirst finden, daß der Leib oberwärts bis zur Hälfte des Rückens, und unten bis zur Hälfte der Brust einen schönen röthlichen Glanz hat, und an den übrigen Theilen schwärzlich glänzend, dabei aber wie mit einem aschgrauen Staube überzogen ist.

Der Staar ist ein sehr reiselustiger Vogel. Du mußt nicht denken, lieber Ferdinand, daß er bloß mit mir auf Reisen gewesen ist. Nein, in seiner Freiheit, ehe er eingefangen und gezähmt wurde, hat er gewiß in sehr zahlreicher Gesellschaft weite Reisen gemacht, denn er kann keine Kälte vertragen, und zieht daher gegen den Anfang des Winters in andere Länder, wo die Luft wärmer ist. Er soll bis nach Ägypten ziehen. — Das wäre ja wohl bis nach Afrika, lieber Vater? — Allerdings, und das ist für einen Zugvogel nicht weit, denn diese Thiere wissen sich die weite Reise auf allerlei Art zu erleichtern, und machen auch unterweges oft Halt, um sich auszuruhen.

Hast du wohl schon an seinem Gange etwas Besonders bemerkt, mein Sohn? — O ja, lieber Vater, daß er, wie der Hahn, ordentliche Schritte macht, und nicht hüpft, wie z. B. die Sperlinge. — Ganz richtig. Du wirst einen sehr gelehrigen Schüler an ihm haben, wenn du dir die Mühe geben willst, ihn abzurichten. Jetzt sollst du sehen, wie viel er schon von mir gelernt hat; bloß durch eine Miene und Bewegung der Hand will ich ihn hieher auf den Tisch und dann auf meine Schulter locken. Ferdinand war ganz erstaunt, als er die Folgsamkeit des Thieres sahe, und nahm sich vor, recht viel Sorgfalt auf seine fernere Abrichtung zu verwenden. — Du siehst, sagte der Vater, daß man-

che Kinder von dem Staare etwas lernen könnten; kannst du mir wohl sagen was? — Folgsamkeit, antwortete Ferdinand. — Ja wohl! Viele Kinder verstehen es nicht so gut, wie der Staar, den Ihrigen alles an der Miene abzusehn, und ihren Wünschen zuvorzukommen.

Am folgenden Tage kam Ferdinand in der lebhaftesten Freude in des Vaters Stube gesprungen. Vater! rief er, was habe ich an meinem Staare entdeckt! Das hast du mir gewiß mit Fleiß nicht gesagt! Denke dir, als vorhin Sophiens Kanarienvogel anfängt zu singen, erhebt der Staar auf einmal auch seine Stimme, und pfeift den Marsch, den die Mutter Emilien vorspielt, wenn sie tanzen will. — Nun, es freut mich, lieber Ferdinand, daß du eine so angenehme Überraschung gehabt hast; allerdings war das meine Absicht, darum habe ich dir das musikalische Talent des Staars verschwiegen. Ich wünsche nur, daß er sein Stückchen bei dem Gesange des Kanarienvogels nicht verlernen möge. Verlernen? fragte Ferdinand verwundert. Ja, ja, im eigentlichen Sinne verlernen, wie du schon so manches Stückchen auf dem Klavier verlernt hast, seitdem du so vielerlei durch einander hörst und spielst. Du mußt bedenken, daß das, was der Staar pfeift, nicht sein natürlicher Gesang, sondern etwas Erlerntes ist. Ihren natürlichen Gesang können freilich die Vögel nimmer-

mehr verlernen. Es waren kaum 14 Tage vergangen, so ging die Vermuthung des Vaters schon in Erfüllung. Vater, du möchtest doch einmal geschwind in die Wohnstube kommen, bat eines Morgens Sophie sehr dringend; du lachst dich todt, wenn du heute den Staar pfeifen hörst, fast sein ganzes Stückchen hat er verlernt, und immer kommt die Melodie des Kanarienvogels dazwischen, die der Staar auf einmal pfeifen gelernt hat. Der Vater kam, und hatte mit den Kindern seine Freude an dem närrischen Gepfeife des Staars. Du hast es wohl vorher gesagt, lieber Vater, bemerkte Ferdinand. Aber mein Staar ist doch ein kluges Thier, ob er gleich sein Stückchen nicht mehr pfeifen kann. Denke dir, er merkt es den Augenblick, wenn ich einmal böse auf ihn bin, und wenn ich wieder gut werde.

Wer sollte ihm das ansehn? Er hat so ein dummes Aussehen, wenn er so vor sich hingeht, und doch merkt er auf alles, was in der Stube vorgeht. Auch das gefällt mir an ihm, daß er so reinlich ist; alle Tage putzt, wäscht und badet er sich sorgfältigst, wenn ich ihm sein Näpfchen mit Wasser hinsetze.

Der Herbst war herangekommen. Wenn dein Staar noch in seiner natürlichen Heimath lebte, sagte der Vater zu Ferdinand, so würde er nun mit den Schaaren seiner Brüder davon ziehen, und

nicht eher, als im Frühling, etwa im Monat März, wiederkommen. Da er nun hier bleiben muß, so ist es deine Pflicht, ihn zu pflegen, damit er nicht krank wird und stirbt. Hältst du ihn gut, so kann er zehn bis zwölf Jahr alt werden. Immer wird es ihm in seiner Gefangenschaft besser gehen, als seinen freien Brüdern, denn wenn diese sich durch die warme Witterung, welche wir zuweilen schon im Februar haben, so früh aus ihren mildern Winterquartieren herauslocken lassen, so müssen sie bei uns von Schnee und Kälte viel leiden. Dann sieht man sie in großer Noth, an den Ufern seichter Bäche ängstlich nach Würmern suchen, und des Nachts flüchten sie sich vor Kälte in die Scheunen und Ställe; ja sie bitten sich sogar bei den Tauben zu Gaste, und kriechen mit ihnen in die Taubenhäuser. Als ich vor vielen Jahren einmal durch Sachsen reiste, fand ich viele Hundert auf dem hohen Schnee todt liegen, die Kälte und der Hunger hatte die armen Thiere getödtet.

Aber sage mir, lieber Vater, wo kehren die Staare unterwegs ein, wenn sie nun im Frühjahr die weite Reise zu uns machen? — O, an Wirthshäusern und Nachtlagern fehlt es ihnen nicht; denn die ganze Natur ist ihnen ja zum Wohnplatz angewiesen. Sie lagern sich des Nachts gewöhnlich ins Rohr oder verkriechen sich im Schilf, wo sie gegen Wind und Wetter hinlänglich geschützt sind. —

Ich

Ich habe einmal gesehen, daß einige Staare beständig hinter einem Pfluge hergingen, und immer mit dem Schnabel in die aufgerissene Erde pickten; was mag das wohl für eine Ursache haben? — Das will ich dir sagen. Da sind diese Thiere ihrer Nahrung nachgegangen. Wenn nämlich die Erde im Frühjahr durch den Pflug aufgerissen wird, so kommen die Schnecken, die Regenwürmer und besonders die Engerlinge, woraus die Maikäfer entstehen, zum Vorschein; dies wissen die Staare, und darum gehen sie so emsig hinter dem Pfluge her. — Durch ihren Naturtrieb oder Instinkt, der bei ihnen und bei allen Thieren den Mangel der Vernunft ersetzt.

Ferdinand hatte bald nachher einen sehr traurigen Tag. Es war einer der letzten Herbsttage, die Sonne schien noch einmal recht lieblich warm. Das Dienstmädchen machte die Stube rein, in welcher der Staar sich aufhielt, ließ das Fenster offen stehen, und dachte nicht an den reiselustigen Vogel. Nach einer Stunde kommt Ferdinand, um seinen Zögling zu füttern; er sucht ihn in allen Winkeln, vergebens, der Staar ist fort! Der Wanderungstrieb hatte ihn ergriffen, er war zum Fenster hinaus geflogen. Ferdinand war sehr betrübt, ging in den Garten und in der ganzen Gegend umher, voll Hoffnung, den Flüchtling wieder zu erhaschen, aber er war nirgends zu finden. Recht gern

wollte ich mich zufrieden geben, sagte Ferdinand weinend, als seine Schwester ihn tröstete, wenn ich nur wüßte, ob mein armer Staar nicht kläglich verhungern muß; aber wie lange sind seine Brüder nun schon weggezogen, und wie will er mit seinen kurzen Flügeln ihnen nachkommen. Lange konnte Ferdinand nicht ruhig werden, und es ging fast ein Jahr hin, ehe er seinen Verlust verschmerzt hatte.

Splittegarb Lesebuch.

51. Die Schafe und die Dornbüsche.

An einem schönen Abende sass Herr Engel mit Rudolph an einem grünen Hügel. Seine Brüder und Schwestern waren mit der Mutter in die Stadt zum Jahrmarkte gefahren, und Rudolph war allein bei dem Vater zu Hause geblieben. Die Sonne ging prächtig unter. Rudolph konnte sich nicht satt sehen. Nicht wahr, Rudolph, sprach der Vater, es reuet dich nicht, dass du bei mir geblieben bist? Etwas so Schönes werden deine Brüder und Schwestern in der Stadt nicht sehen.

O gewiss nicht! antwortete Rudolph, und wenn die Mutter sie auch zu dem Guckkasten führt, den ich am letzten Jahrmarkte gesehen habe. Die schönen Häuser und Soldaten und

Pferde, die wir darin sahen, das ist alles nicht so schön, als dies hier.

Als Rudolph so sprach, da trieb der Schäfer seine Heerde vorbei. Er sang ein fröhliches Lied. Die Schafe blökten, und die jungen Lämmer hüpften munter neben den Alten.

Der Vater ging mit Rudolph den Hügel hinab. Sie folgten der Heerde. An dem Wege standen viele Dornbüsche, und jedes Schaf liess etwas von seiner Wolle an den Dornen hangen. Rudolph sah es. Vater, sagte er, warum müssen denn die hässlichen Büsche hier stehen! Wenn die armen Schafe noch oft hier vorbei kommen, so werden sie bald alle Wolle verlieren. Lass uns die Büsche umhauen, Vater.

Wir wollen das überlegen, sagte der Vater. Morgen ganz früh gehen wir wieder hierher, dann wollen wir die Sache untersuchen.

O schön! sagte Rudolph. Du nimmst deinen Hirschfänger mit, und wir alle nehmen grosse Messer, nicht wahr? da sollen die Dornbüsche bald weg sein.

Nun ging der Vater mit dem kleinen Rudolph nach Hause. Die Mutter war mit den andern Kindern schon wieder da. Das war eine Freude! Jedes Kind bekam etwas zum Jahrmarkte, und jeder brachte noch ein Stück Kuchen für Rudolph mit. Nun ging es ans Er-

zählen. Die Kinder konnten nicht müde werden, von den schönen Dingen zu reden, die sie in der Stadt gesehen hatten. Endlich fing auch Rudolph an zu erzählen. Er sprach von dem Untergange der Sonne, von den Schafen, und von den Dornbüschen, die am nächsten Morgen abgehauen werden sollten.

Das war eine frohe Nachricht für die drei andern Knaben. Alle waren des Morgens früher aus dem Bette, als der Vater. Die Kinder weckten ihn. Der Vater kleidete sich geschwind an, und nun ging es fort. Rudolph sprang voran und zeigte den Weg zu den Dornbüschen. Als sie hinkamen, waren alle Büsche lebendig von kleinen Vögeln. Still, Kinder! sagte der Vater, lasst uns ein wenig warten, sonst möchten wir die armen Vögelchen stören. Der Vater setzte sich mit den Kindern an den Hügel, wo er gestern Abend mit Rudolph gesessen hatte. Alle hatten ihre Augen auf die Büsche gerichtet. Sie sahen, dass die muntern Vögel im Schnabel die Wolle wegtrugen, die gestern an den Dornen hangen geblieben war.

Ei, was machen denn die Vögel mit der Wolle? fragte Rudolph.

Rudolph glaubte gestern, die Wolle an den Dornenbüschen wäre zu nichts nützlich, sagte der Vater. Jetzt sehen wir, wem sie

Nutzen bringt. Die Vögel brauchen diese Wolle, um ihre Nester damit auszufüttern; sonst würden die jungen Vögelchen nicht weich liegen. Nun, Rudolph, bist du noch böse auf die Büsche? Sollen wir sie nun umhauen?

Nein, Vater, nein! sagte Rudolph, sie sollen immer wachsen. Das hätte ich nicht gedacht, dass diese Wolle einen so guten Nutzen hätte.

52. Der treue Hund.

Vor vierhundert Jahren lebte ein guter und reicher Mann. Er hatte viele Felder, Wiesen und Gärten, und ein schönes Schloß. Aber noch lieber, als alle seine Güter, war ihm sein einziges Kind. Der kleine Knabe hieß Hugo. Seine Mutter starb, als er erst ein halbes Jahr alt war. Der Vater ließ eine Amme für den armen Hugo kommen, und eine Wärterin, die ihn tragen und pflegen mußte.

An einem schönen Herbsttage ging der Vater einmal auf die Jagd. Als er fort war, legte die Wärterin den kleinen Hugo in die Wiege. Das Kind war müde, und schlief bald ein. Die Wärterin wollte gern mit der Amme in den Garten gehen. Sie ließ einen frommen Hund in der Stube und schloß die Thüre leise zu.

Der Hund hieß Ganelon. Die unachtsame Wärterin hatte das Fenster in der Stube offen gelassen. In jenem Lande giebt es viele große Schlangen. Eine solche Schlange kroch in das Fenster und schlich zu der Wiege. Der treue Hund sprang schnell auf sie zu. Die starke Schlange wehrte sich tüchtig. Sie wickelte sich fest um den Hund und biß ihn in den Hals. Ganelon heulte fürchterlich.

Die Wärterin und die Amme hörten ihn schreien. Sie liefen beide schnell wieder ins Haus. In der Angst konnten sie den Schlüssel zu der Stube nicht finden. Sie stießen die Thür mit Gewalt auf. Dem Kinde fehlte nichts. Der arme Hund lag todt neben der Wiege, aber die Schlange war auch nicht mehr am Leben. Der treue Ganelon hatte so lange mit ihr gekämpft, bis sie todt war.

Der Vater kam gleich darauf zurück. Er nahm den kleinen Hugo auf seine Arme, und freute sich, daß dem Kinde kein Leid geschehen war. Der Hund wurde in dem Garten begraben. Hugo's Vater legte einen weißen Stein über das Grab und ließ darauf die Worte graben: Hier liegt Ganelon. Er starb für meinen Hugo.

53.

Ein kleines Mädchen von acht Jahren wurde von ihren Eltern in die Schule geschickt. Die

Schule war aber nicht in dem Orte, wo sie wohnte, sondern in einem benachbarten Dorfe. Weil es nun etwas weit dahin war, so aß das Mädchen zu Mittag bei der Mutter Schwester, uud kam erst nach Mittag oder gegen Abend nach Hause, ja manchen Tag, wenn es zu schlechtes Wetter war, blieb sie wohl gar die Nacht bei der Tante.

An einem Sonnabend im Winter war das Mädchen auch in die Schule gegangen. Nach Tische will das Kind zu seinen Eltern zurückkehren. Draußen war aber ein schreckliches Schneewetter entstanden, und die Tante wollte es nicht fortlassen. Allein das Kind ließ sich nicht halten und ging. Der Schnee fiel aber so dicht vom Himmel, daß man kaum vor sich sehen konnte, und alle Wege waren damit bedeckt. Als nun das Kind geht, verirrt es sich bald, geht immer in das Feld hinein und kommt nicht nach Hause.

Die Mutter saß indessen zu Hause und hatte keine Sorge, denn sie dachte: Bei diesem schrecklichen Wetter wird meine Schwester das Kind nicht fortgelassen haben; und auch der Vater dachte so, und beruhigte sich, als er am Abend von seiner Arbeit nach Hause kam.

Am andern Morgen, den Sonntag früh, geht die Mutter nach dem Schuldorfe, um ihrem Töchterchen die Sonntagskeider zu bringen, Aber wie erschrickt sie, als sie ihr Kind nicht findet! Sie

läuft von Haus zu Haus, sucht und fragt überall, aber es ist nicht da. Sie holt den Vater; auch die Nachbaren kommen zusammen. Alle rufen, scharren und graben im Dorfe umher im Schnee; dann suchen sie im Felde und an allen Zäunen, finden aber nichts.

Welche Angst hatten da die armen Eltern, wie beteten sie zum lieben Gott, daß er ihnen ihr Kind wieder geben möchte.

Gegen Mittag, als alle schon vom Suchen ermüdet waren, ging der tief betrübte Vater mit einem seiner Nachbaren noch einmal in das Feld weit hinein; die Mutter aber blieb von ferne und scharrte mit einem Stabe im Schnee. Da erblickt sie auf einmal, wie der Wind mit einem kleinen Hute spielt und ihn vor den beiden Männern hin und her treibt. Auch der Nachbar sieht plötzlich an einem frischen Schneehügel einen sehr rothen Fleck. Er erschrickt und denkt, es sei der blutige Kopf des Kindes, das wohl gar in der Nacht von einem hungrigen Thiere zerrissen worden sei. Ihm graut und er mag nicht näher gehen. Nun sieht es auch der Vater, und ihm schaudert ebenfalls, doch überwindet er sich und geht hinzu. Und siehe da! der rothe Fleck ist kein Blut, sondern das rothe Tuch, welches die Mutter dem Kinde gestern um den Kopf gebunden hatte. Und als der Vater das Tuch aufhebt — welch Entzücken! — Da sieht

das Kind mit hellen Augen hervor und lacht den Vater an. Es war aber bis an den Mund im Schnee begraben. Sie scharrten es nun eilend heraus, und siehe! es ist warm und frisch und gesund, denn der Schnee hatte es ganz umhüllt und hatte es warm erhalten.

Das liebe Kind wurde nun gleich nach Hause getragen; und wie groß war die Freude der Mutter, als sie ihr liebes Töchterchen wiedergefunden hatte. Sie brachte das Kind sogleich ins Bett, und gab ihm etwas Warmes zu trinken.

Da sprach das Kind: Mutter, mich hungert, hast du mir gestern Abend etwas zu Essen aufgehoben? Die Mutter gab ihm zu Essen, und nun erzählte das Kind, was sich seit gestern mit ihm zugetragen habe. Die Eltern aber weinten und konnten sich vor Mitleid und Freude noch nicht fassen. Das Kind erzählte also: Als ich gestern von der Tante wegging, kam ich bald in das Feld hinein, und konnte den Weg nicht wiederfinden. Ich ging aber immer weiter in dem tiefen Schnee fort, und dacht', ich müßte bald einen Menschen oder ein Haus sehen; manchmal stand ich still und weinte, denn die Augen froren mir zu, aber ich rieb sie immer wieder auf. Endlich erblickte ich etwas, das sah aus, wie unser Haus. Ich freute mich und lief hin; aber es war ein großer Stein. Da setzte ich mich nieder, denn ich war sehr müde;

und als es nun dunkel ward, fing ich an sehr zu weinen und schlief darüber ein.

In der Nacht träumte mir, es käme ein alter Mann, der deckte mich mit warmen Tüchern zu, und ich schlief sanft bis zum Morgen; da rauschte es um meinen Kopf und ich wachte auf. Es war ein schwarzer Hund, der mir den Schnee von dem Kopfe wegscharrte und mir meinen Hut abriß.

Man fragte das Kind, warum es nun nicht aufgestanden und nach Hause gegangen wäre, und ob es denn im Schnee nicht gefroren hätte. Das Kind sprach: Ich konnte nicht aufstehen, ich war so fest; mich fror auch nicht, die Sonne schien so warm. Man fragte das Kind weiter: Was dachtest du denn, als du so lange im Schnee liegen mußtest; weintest du denn nicht? Das Kind sprach: Ich weinte nicht; ich dachte: Der Vater wird schon kommen.

Alle wunderten sich über die Rede des Kindes, und dankten Gott, daß er seinen Schnee um das Kind gehüllt hatte, gleich warmen Tüchern, damit es nicht in der Kälte umkäme.

Nach Hänel.

54. Der Hirsch, der Hase und der Esel.

Ein Hirsch mit prächtigem Geweih
Von achtzehn Enden ging spazieren.

Ein Hase ging vorbei,
Sah ihn und stutzte. Starr auf allen Vieren
Steht er und gafft ihn an,
Macht Männchen, geht heran
Und sagt: „Sieh mich doch an!
Ich bin ein kleiner Hirsch;
Denn spitz' ich meine Ohren,
So hab ich solch Geweih, wie du."
Ein Esel hörte zu
Und sagte: „Du hast Recht,
Wir sind von einerlei Geschlecht,
Der Hirsch, und ich, und du."

Gleim.

55. Die Linde.

Vor des Bauern Peter Hause stand einst eine große schöne Linde. Im Sommer blühete sie gar herrlich und die Vögel wohneten unter ihren Zweigen, auch tausend Bienen summten um die Blüthen herum, den süßen Saft daraus zu ziehen. Peters Sohn, Namens Herrmann, hatte schon oft mit des Nachbars Kindern in dem Schatten der Linde gespielt; nachdenkend sagte er jetzt zu seinem Vater: Das muß ein recht guter Mann gewesen sein, der diesen Baum gepflanzt hat. Darauf antwortete ihm der Vater: Dieser Mann lebt nicht mehr; denn diese Linde kann wohl schon über hundert Jahr alt sein; daß er aber ein braver und thätiger Mann

gewesen ist, bemerkt man heute noch: er hat nicht bloß diese Linde gepflanzt, sondern auch fast alle Obstbäume in unserm Garten. Da kannst du sehen, daß ein Baum nicht allein demjenigen Freude gewährt, der ihn pflanzte, sondern auch noch seinen Nachkommen bis auf späte Zeiten. Wer einen Baum pflanzt und pflegt ihn, der thut etwas Gutes; wer aber einen Baum beschädiget und in seinem Wachsthum stört, der sündiget hart und wird der Strafe nicht entgehen. Da ergriff Herrmann die Hand seines Vaters und sprach: Das will ich nicht thun, Vater! ich will keine Bäumchen beschädigen; aber pflanzen will ich, und ihrer pflegen mit Sorgfalt, daß recht viele schöne Bäume werden, unter deren Schatten sich Vögel und Menschen erfreun, auch müde Wanderer sich erquicken können; nicht wahr, so will es auch der liebe Gott?

Hänel.

56. Der Bär und die Bienen.

Hollah, ihr Bienen! brummt der Bär,
Gleich gebt mir euern Honig her;
Sonst werd ich euch mit sammt den Korb verzehren.
Doch wie, gestrenger Herr, wenn wir uns wehren?
Euch wehren, Jüngferchen! ihr spaßt wohl, wie es scheint.

Die Unschuld, Herr, ist stärker, als ihr meint.
Ist stärker? Nun fürwahr! darüber muß ich lachen;
Werd' gleich dem Ding' ein Ende machen.
Da streckt er seine Tatzen aus,
Wollt' schon beginnen seinen Schmaus;
Allein die Unschuld ward gerochen,
Das Unthier jämmerlich zerstochen.

57. Der kleine Wohlthäter.

Es war ein sehr harter Winter, da schlich eine arme alte Frau, auf ihren Stab gelehnt, mühsam an den Häusern hin; sie zitterte vor Kälte, denn ihr Leib war nur dünn bekleidet; ihr Gesicht war abgehärmt und war gar jämmerlich anzusehen. Da ging eine sehr geputzte Frau vorüber; die Arme sah sie wehmüthig an, und das Herz der geputzten Frau wurde nicht gerührt, sondern sie ging schnellen Schrittes weiter. Das sah aber ein Knabe, der einen schlechten Rock an hatte, der sprach leise mit seiner Schwester und zog ein Papier aus der Tasche, faltete es auseinander und lief auf die arme Frau zu und drückte ihr ganz eilig ein kleines Geldstückchen in die Hand, was in ein Papier eingewickelt gewesen war. Eben kam ein Geistlicher dazu, der freute sich über den Knaben und rief ihn zu sich. Der Knabe kam, wandte aber ganz schüchtern das Gesicht zur Seite. Der Prediger sagte:

Lieber Kleiner, warum siehst du mich denn nicht grade an? Du hast ja nichts Unrechtes gethan, da brauchst du dich nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben? — Ach! antwortete der Knabe, nur einen Dreier, denn ich hatte nicht mehr. Und der Geistliche sprach zu ihm: Das war ja gut, lieber Knabe, und damit du siehst, daß so was Gutes Gott und Menschen wohlgefällt, so will ich dir das Geld wieder geben, du brauchst es ja auch. Und er gab ihm ein Viergroschenstück. Das wollte der arme Junge nicht nehmen; endlich aber nahm er es auf vieles Zureden an und rannte davon. Mit inniger Freude sah ihm der gute Herr nach, und wünschte, daß Gott den Knaben segnen möchte. Der Knabe aber lief wieder zu der armen alten Frau und gab ihr das erhaltene Geldstück in die Hand, und eilte dann, was er konnte, daß ihn der Prediger nicht mehr zurückrufen konnte.

Hänel.

58. Die alte Ziege und ihr Böckchen.

Liebes Kind, hör' an: Ich scheide
jetzt von dir und geh' zur Weide.
Auf den Abend komm' ich wieder;
leg' dich still so lange nieder,
doch verschließ die Thür von innen;

denn die bösen Wölfe sinnen,
wie es ihnen möge glücken,
Schaf' und Ziegen zu berücken.
Eh' ich selber wiederkehre,
und ich's selbst von dir begehre,
öffne ja die Thüre nicht.
Und wenn Jemand kommt und spricht:
Kleiner, mach die Thüre auf!
Dann sprich: „Hier ist nichts zu Kauf!"

Also sprach zu ihrem Sohne
eine Zieg' im Warnungstone;
und das kleine Böckchen that
Alles nach der Mutter Rath.
Es verschloß die Thür von innen,
und die Mutter ging von hinnen.

Als zwei Stunden nun verstrichen,
kam ein Wolf zum Stall geschlichen,
ahmt der Mutter Stimme nach
sehr natürlich: „Kleiner, mach'
mir die Thür ein wenig offen!
ich bin wieder eingetroffen."

Auf vom Lager stand der Kleine,
stellt sich lauschend auf zwei Beine,
guckt durch einen Spalt und sah,
ob die Mutter wirklich da.

Als er nun den Wolf entdeckte,
der schon mit der Zunge leckte,
rief er wieder: „Lauf nur, lauf!
Hier ist nichts für dich zu Kauf!

Deine Worte gleichen zwar
den der Mutter auf ein Haar;
aber — lacht der kluge Bock —
wiss', ich kenne deinen Rock."

Schamvoll muß der Wolf entweichen
und zurück zum Walde schleichen;
denn der Bock mied die Gefahr,
weil er fein gehorsam war.

59. Die junge Maus und die Falle.

Mutter, rief die junge Maus, sieh doch, Mutter, welch ein Schmaus liegt hier in dem kleinen Kasten! Laß uns nun nicht länger fasten. Wie durchwürzt der süße Duft des gebratnen Specks die Luft! Doch die klügere Mutter spricht: Dummes Kind, bei Leibe nicht! Weißt du wohl, das Kästchen ist eine Falle, die mit List manche Maus gefangen hat, der zum Speck die Lust antrat! — Was du sagst! versetzt die Kleine. Eine Falle ist's? Doch, ich meine, d'ran zu riechen, wird mir eben weiter keinen Schaden geben. Mit den Worten lief sie hin, roch daran und — saß darin; denn die

Klappe

Klappe fiel im Nu, ehe sie es dachte, zu; und zu spät ist alles Klagen. — Warum läßt du dir nichts sagen!

Wilke.

60. Das Pferd und der Esel.

Einst trug auf seinem schmalen Rücken
ein Esel eine schwere Last,
die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd ging neben ihm. Du hast
auf deinem Rücken nichts, sprach das geplagte Thier.
Hilf, liebes Pferdchen, hilf! ich bitte dich, hilf mir!
Was? helfen? rief der grobe Gaul,
du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul!
Trag zu! — „Ich sterbe, liebes Pferd, —
die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich."
Ich kann nicht, sprach das Pferd. —
Kurz, unter dem zu schweren Sack
erlag der Esel. Sack und Pack
legt man sogleich dem Rappen auf,
des Esels Haut noch oben drauf.

61. Die gute Tochter.

Wilhelm war sehr krank, und seine gute Mutter hatte aus zärtlicher Besorgniß schon drei Nächte hinter einander bei ihm gewacht. Marie, seine

zwölfjährige Schwester, fürchtete, daß ihre Mutter von dem vielen Nachtwachen endlich auch krank werden könnte, darum bat sie die Mutter herzlich, sie möchte ihr doch erlauben, daß sie die vierte Nacht bei dem kranken Wilhelm wachen dürfte. Aber die zärtliche Mutter wollte dies nicht zugeben, theils, weil Marie sehr schwächlich war, theis, weil sie fürchtete, sie möchte einschlafen, und Wilhelm dann ohne Hülfe sein. Nun wurde es Abend, und die abgemattete Mutter mußte sich doch endlich auf's Bette legen, weil ihr die Augen zufielen. Marie hatte sich zwar auch auf Befehl ihrer Mutter zu Bette gelegt, aber aus Liebe und Besorgniß konnte sie nicht schlafen. Als sie hörte, daß die Mutter fest schlief, stand sie sachte auf, nahm ihr Strickzeug und setzte sich an das Bette ihres kranken Bruders auf die Erde. Hier gab sie genau auf ihn Acht, und sobald er sich bewegte, war sie sogleich bei der Hand, um sich zu erkundigen, was er verlangte. So trieb sie es bis an dem Morgen; und wie groß war ihre Freude, daß sie der guten Mutter eine ruhige Nacht hatte verschaffen können.

Wilmsens Kinderfreund.

62. Der Schmetterling.

Es war einmal ein hübsches Ding
Von Farben und Gestalt,
Ein kleiner bunter Schmetterling,

Erst wenig Stunden alt.
Sein ausgeschweiftes Flügelpaar
War purpurroth und blau,
Gesäumt war es mit Golde gar,
Und er trug's recht zur Schau.
Zu allen Blumen flog er hin
Und rief, Stolz im Gesicht,
Den andern zu: Wie hübsch ich bin!
Bewundert ihr mich nicht?
Gewiß, kein Vogel ist so schön,
So liebenswerth, als ich!
Sagt, habt ihr einen je gesehn,
So ausgeputzt, wie mich? —
Hier traf nun auch von ohngefähr
Der kleine bunte Mann
Im Klee, von süßer Arbeit schwer,
Ein muntres Bienchen an.
Weg, Biene! schrie er: Packe dich!
Wie häßlich siehst du aus! —
Thor! sprach sie lächelnd: Kennst du mich?
Komm erst, und sieh mein Haus!
Geschicklichkeit ist wahre Zier,
Und Güte nur gefällt!
Dein eitler Putz — was nützt er dir?
Was nützt er wohl der Welt?

(Niedersächs. Wochenblatt.)

63. Der Knabe im Walde.

Herr Engel ging mit seinen Kindern spazieren. Es war ein schöner Tag im Frühlinge. Alle Bäume blühten; Veilchen und Gänseblümchen standen im grünen Grase, und die Vögel sangen in den Büschen. Die Kinder sprangen munter durch das Feld und freuten sich des schönen Wetters. Als sie nicht weit von dem Walde waren, lief ein braunes Hündchen auf sie zu, und sprang fröhlich an dem kleinen Rudolph hinauf. Alle Kinder kamen zu dem artigen Hündchen, und liebkoseten es. Alle wollten ihm etwas von ihrem Abendbrote geben, aber der Hund nahm nichts. Er sprang schnell fort, und lief wieder zu dem Walde hin. Endlich sah er sich um, und als ihm niemand folgte, kam er wieder zu den Kindern zurück. Er hüpfte um sie her, sprang freundlich an ihren Knieen hinauf, und dann lief er wieder ein Paar Schritte voran.

Kinder! sagte Herr Engel, ich glaube, der Hund will uns etwas zeigen. Wer weiß, was er gefunden hat. Wir wollen ihm doch nachgehen.

Der kleine Hund sprang nun fröhlich voran, als er sah, daß Alle ihm folgten. Er ging tief in den Wald hinein, mitten durch das Gebüsch. Endlich kamen sie auf einen offnen Platz. Da saß ein kleiner Knabe von zehn Jahren, der nur mit elenden Lumpen bedeckt war. Er saß traurig an dem

Baume, und die Thränen standen auf seinen Backen. Sein linker Fuß, der eine Wunde hatte, blutete sehr. Das Hündchen hüpfte munter um den armen Knaben, als ob es froh wäre, daß es die andern Kinder zu ihm geführt hätte.

Die Kinder drängten sich alle um ihn, und sahen ihn mitleidig an. Der Knabe blickte zu ihnen hinauf, indem er sich die Thränen aus den Augen wischte. Albert sah zuerst, wie tief der Fuß des armen Kindes verwundet war. Er wollte sogleich sein Taschentuch zerreißen und dem Knaben den Fuß verbinden.

Halt, Albert! sagte der Vater, wir wollen die Wunde erst besehen. Vielleicht hat sich das Kind einen Dorn in den Fuß getreten.

Ach nein, sagte der Knabe, ich habe mich oben im Walde an einer scharfen Wurzel gerissen, als ich vor Müdigkeit nicht mehr fort konnte.

Nun, so verbinde ihm den Fuß, lieber Albert, sagte Herr Engel.

Albert machte es so gut als es möglich war. Seine Schwester Adele hatte in ihrem Strickkörbchen ein Stück reine Leinewand, wovon er eine Binde machte, die er um den blutenden Fuß legte.

Woher bist du denn, mein Kind? fragte Herr Engel den Knaben.

Ach, lieber Herr, ich bin ein armes Kind, antwortete der Knabe. Mein Vater war ein Sol-

dat. Er ist in Östreich todtgeschossen. Da mußte meine Mutter mit mir fortgehen. Sie war selbst krank und elend, und als wir ein Paar Tage gegangen waren, da starb sie auch.

Wo starb sie denn, gutes Kind? fragte Herr Engel.

Es ist weit von hier in einem Dorfe, da hat man sie begraben, sagte der Knabe.

Und warum bliebst du nicht da? sprach Herr Engel.

O ich wollte gern da bleiben, antwortete das Kind. Ich sollte da in die Schule gehen, und die Leute wollten mir Essen und Kleider geben. Aber da kamen auf einmal viel, viel Soldaten in's Dorf, und steckten die Häuser an. Da mußten alle fortlaufen, und ich lief auch mit fort.

Bist du ganz allein hierher gekommen? fragte Herr Engel den Knaben.

Niemand ist bei mir geblieben, als der gute Frühauf, antwortete er. Meine Mutter hat ihn aufgezogen. Vor einer Stunde mußte ich mich hier niederlegen. Ich konnte nicht weiter gehen. Da lief der Hund auf einmal fort. Ach! nun bin ich doch ganz verlassen, dachte ich. Aber ich glaube, das gute Thier hat mir nur Hülfe holen wollen.

Als der Knabe dies gesagt hatte, zog er den Hund zu sich, und drückte ihn freundlich in seine Arme. Alle Kinder waren traurig, und die Thrä-

nen standen ihnen in den Augen. Vater, sagte Dietrich, der arme Junge ist so nackt, ich glaube, es friert ihn. Darf ich ihm mein Jäckchen geben?

Herr Engel nickte mit dem Kopf.

Wir geben ihm alle was! riefen die Kinder. Und nun ging es ans Ausziehen. Dietrich reichte dem armen Knaben sein Jäckchen; Theodor band sich das Halstuch ab, und Rudolph zog seine Schuhe aus. Albert, der noch den Fuß verband, wollte dem Knaben seine Strümpfe geben.

Und wie heißest du denn? fragte Rudolph den Knaben.

Ich heiße Gottlieb, antwortete der Knabe.

Engels Kinder sagten ihm auch ihre Namen. Aber was soll nun aus dir werden, Gottlieb? sprach Herr Engel.

Wenn mir mein Fuß nicht mehr wehe thut, so gehe ich weiter mit Frühauf, antwortete der Knabe.

Aber, wenn du dir nun einmal wieder den Fuß verwundest, wenn du ganz krank wirst, wie dann, Gottlieb? sagte Herr Engel.

O, ich werde gute Menschen finden, wenn ich gut bin, antwortete Gottlieb, das hat meine arme Mutter mir gesagt, als sie starb. Und ich will gewiß immer gut sein.

Herr Engel reichte dem Knaben die Hand Ja, Gottlieb, sagte er, wenn du gut bist, so wird.

es dir wohl gehen, und die Menschen werden dich lieb haben. Sprich, willst du bei mir und meinen Kindern bleiben?

Ja, ja, Gottlieb muß bei uns bleiben! riefen die Kinder freudig.

O, lieber Herr, von Herzen gern bleibe ich bei ihnen, sagte Gottlieb.

Nun, so kommt denn, Kinder! sagte Herr Engel. Der arme Gottlieb ist hungrig, durstig und müde. Er muß Ruhe haben, dann wird sein Fuß bald wieder gut sein. Habt ihn alle lieb, Kinder, wie euern Bruder, und du, Gottlieb, sieh mich als deinen Vater an.

Herr Engel hob den Knaben auf, und griff ihm unter die Arme. Dietrich hielt ihn auf der andern Seite. Der Hund sprang fröhlich um die Kinder her, und so ging es langsam nach Hause. Die Mutter freute sich sehr, da der Vater das ar- Kind mitbrachte. Gottlieb bekam sogleich eine gute Suppe und mußte dann zu Bette gehen.

In einigen Tagen war der kranke Fuß geheilt. Gottlieb konnte wieder munter springen. Jetzt wurde er gebadet und zog dann die neuen Kleider an, die Herr Engel ihm hatte machen lassen.

Niemand war nun froher, als Gottlieb. Herr Engel liebte ihn, wie seine eigenen Kinder, und Gottlieb war gut und folgsam. Er hatte bisher noch nicht viel gelernt, und kannte kaum die Buch-

staben; aber Gottlieb war fleißig. Er kam des Tages wohl sechsmal mit seinem Buche zu dem Herrn Engel und wollte lesen. In zwei Monaten las er so gut, als die andern Kinder und schrieb schon alle Buchstaben. Alle Kinder liebten ihn wie einen Bruder, denn Gottlieb war freundlich und still und that ihnen gern alles zu Liebe.

64. Die Stadtmaus und die Landmaus.

Stadtmaus kam einst auf das Land,
hier sich zu erfrischen.
Landmaus eilte in der Noth,
was sie hatte, Käs' und Brot,
freundlich aufzutischen.

„Liebe!" sprach die Städterin,
die die Kost beleckte,
„gut genug; doch komm zu mir
in die Stadt, da speisen wir
Kuchen und Konfekte,

Landmaus folgte gern zur Stadt,
Leckerkost zu suchen.
Sieh, der alte Herr im Haus
feierte Geburtstagsschmaus,
hoch bei Wein und Kuchen.

Und die Gäste schieden. „Komm,
Freundin, komm, zu naschen!"

Stadtmaus sprach's und sprang voran
auf den vollen Tisch und dann
lustig ging's ans Naschen.

„Wau! Wau! Wau!“ Horch, Hundgebelle!
Hausfrau ruft dem Koche:
„Mach dem kranken Herren Thee!“
Mäuslein fliehn vom Tisch — o weh!
schnell zurück zum Loche.

„Liebe Stadtmaus lebe wohl!“
Landmaus spricht's und zittert:
Käs' und Brot in Ruh' verzehrt,
ist mir mehr als Kuchen werth,
den die Angst verbittert.“

v. Halem.

65. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte, er ist gescheidt und wohl erfahren und gilt viel in der Welt, so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie stehts? wie gehts? Wie schlagt ihr euch durch in dieser theuern Zeit?“ Der Fuchs, alles Hochmuths voll, sah sie an von Kopf bis zu Fuß, und wußte lang nicht, ob er etwas antworten sollte. Endlich sprach er: „O du armer, buntscheckiger Wicht, du Hungerleider und Mausejäger, was kommt dir in den Sinn! frägst,

ob mirs wohl gehe, und bin Herr über hundert Künste!“ Die Katze wollte ihm bescheidentlich antworten, aber in dem Augenblick kam ein Dachshund daher gelaufen. Wie der Fuchs ihn sah, machte er, daß er in seine Höhle kam, die Katze aber sprang behend auf eine Buche und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie ganz verbargen. Bald kam der Jäger, und der Dachshund spürte den Fuchs und packte ihn. Wie die Katze das sah, rief sie ihm hinab: „Ei, Herr Fuchs, seid ihr doch mit euern hundert Künsten stecken geblieben. Hättet ihr herauf kriechen können, wie ich, so wärs nicht um euer Leben geschehen.“

Grimm.

66. Des treuen Hundes Tod.

Ein Kaufmann hatte einen Hund, der sehr wachsam und treu war. Einstmals ritt der Kaufmann von einem Markte, wo er viel Geld eingenommen hatte, nach Hause und hatte sein Geld in einem Mantelsacke hinter sich auf das Pferd geschnallt. Der Hund lief neben ihm her. Nach und nach wurden die Riemen locker, mit welchen der Mantelsack angebunden war, und der Mantelsack fiel herab, ohne daß es der Kaufmann bemerkte. Der Hund aber sahe es und fing an zu winseln. Der Kaufman kehrte sich nicht daran.

Da der Hund immer ärger bellte, so hieb ihn der Kaufmann ein Paar Mal mit der Peitsche. Aber der gute Hund hörte nicht auf. Er sprang an das Pferd, und biß es in die Füße, daß es nicht weiter gehen sollte und der Schaum stand ihm vor der Schnauze. Nun dachte der Kaufmann, sein Hund sei toll geworden, und schoß ihn mit seiner Pistole, daß er niederstürzte und ritt dann weiter. Als er noch eine Strecke geritten war, fühlte er hinter sich, und erschrack, als er seinen Mantelsack vermißte. Nun ritt er zurück und sahe überall Blut von seinem Hunde. Endlich kam er dahin, wo sein Geldsack heruntergefallen war. Da lag sein treuer Hund neben dem Sacke. Er wedelte mit dem Schwanze, leckte seinem Herrn die Hand und — starb. —

67. Das Rothkehlchen.

Ein Rothlkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmannes, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster, und nahm das zutrauliche Thierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und werth. Aber als nun der Frühling wieder in das Land kam und die

Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entflog in das nahe Wäldchen, und bauete sein Nest und sang sein fröhliches Liedchen.

Und siehe, als der Winter wiederkehrte, da kam das Rothkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns, und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber sammt seinen Kindern freuten sich sehr, als sie die beiden Thierchen sahen, wie sie aus den klaren Äuglein zutraulich umherschauten. —

Und die Kinder sagten: Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten! —

Da antwortete der Vater: Wenn sie reden könnten so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe.

Krummacher.

68. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen: Kein Thier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen! „Dazu kann ich dir verhelfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur Morgen früh zu mir, so will ich dir

einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte.

„Ist das ein Mensch?"

„Nein, das will erst einer werden."

Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen."

Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe, legte an und schoß dem Wolfe das Schroot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend, zu dem Fuchse zurücklief. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?"

„Ach," antwortete der Wolf, „so hab' ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir Etwas ins Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock; da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt liegen geblieben wäre." „Siehst du," sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist?"

Grimm.

69. Franz und Fritz.

Zwei muntre Knaben, Franz und Fritz,
Des Vaters grösste Freude,
Besassen viel Verstand und Witz
Und liebten sich auch beide.

Franz glühte, wie das Morgenroth,
Hielt Fritzchen ihn umschlungen,
Und Fritz vergass sein Zuckerbrot,
Kam Fränzchen hergesprungen.

Die Eltern sahn es oft mit an,
Wenn sie sich so umschlangen,
Und Freudenthränen flossen dann
Herab auf ihre Wangen.

Man sah sie alle Morgen früh
Vergnügt zur Schule wandern;
Kein Schüler lernte mehr, als sie,
Denn einer half dem andern.

Sie standen stets für einen Mann
In Streit und in Gefahren:
Doch griff kein Schüler leicht sie an,
Weil sie nicht zänkisch waren.

Einst waren sie, sehr selten zwar,
So ganz allein zu Hause;
Der Vater mit der Mutter war
Auf einem kleinen Schmause.

Da sahe Franz die Kammerthür
Des Vaters offen stehen.
Ach, Fritzchen! rief er, wollen wir
Papa's Gewehre sehen?

Hör', Fritzchen! nimm die braune da!
Ich bleib' hier bei der rothen.
»Ach, Fränzchen! sagte Fritz, Papa
»Hats uns so oft verboten.»

I, nimm du nur die Flinte dort:
Wer wird uns denn verrathen?
Fritz nahm sie hin, sie gingen fort,
Und spielten gleich Soldaten.

Zum Unglück war das Schiessgewehr,
Das Fritzchen nahm, geladen;

Doch unbesorgt, gedankenleer,
Dacht' er an keinen Schaden.

Franz war zuerst der Kommandant,
Und Fritz war sein Rekrute;
Legt an! Gebt Feu'r! rief er entbrannt;
Paff! — da lag Franz im Blute.

Fritz warf sich über Franzen hin,
Den Strom des Bluts zu stillen;
»Ach, Fränzchen, rief er, ach, ich bin
»Des Todes, deinetwillen!» —

Franz sah ihn an mit Todesqual,
Als wollt' er ihm vergeben;
Drückt ihm die Hand, schnappt noch einmal,
Zum letztenmal nach Leben.

Splittegarb Lesebuch.

70. Der Schornsteinfegerjunge.

Ein armer Schornsteinfegerjunge musste auf dem Schlosse einer Prinzessin den Schornstein reinigen, der durch den Kamin in ihr Wohnzimmer führte.

Da er bis zu dem Kamin hinabgestiegen war, fand er das Zimmer leer, und blieb daher

ein Weilchen steh'n, um sich an dem Anblicke der schönen Sachen zu ergötzen, die darin waren.

Am meisten gefiel ihm eine goldene mit Diamanten besetzte Uhr, die auf dem Nachttische lag. Er konnte sich nicht enthalten, sie in die Hand zu nehmen; und da stieg der Wunsch in ihm auf: »Ach, wenn du doch auch eine solche Uhr hättest!»

Nach einer kleinen Weile dachte er: «Wie, wenn du sie mitnähmst, — aber sieh, da wärst du ja ein Dieb!»

«Es würde es aber doch niemand wissen,» dachte er weiter. — Allein in eben dem Augenblicke hört er ein Geräusch im Nebenzimmer; geschwind warf er die Uhr wieder hin, und eilte zurück in den Schornstein.

Da er zu Haus gekommen war, lag ihm immer die Uhr im Kopfe. Wo er ging und stand, da war sie ihm vor Augen. Er versuchte es, den Gedanken los zu werden, aber umsonst. Es war ihm zu Muthe, als wenn ihn einer mit Gewalt wieder dahin zurück zöge.

Er konnte nicht davor schlafen, und beschloss also wieder hinzugehen, und sie zu nehmen.

Da er in dem Zimmer ankam, fand er alles so still, dass er gar nicht zweifeln konnte, er sei allein. Schüchtern trat er zu dem Nachttische, auf welchem er die Uhr bei schwachem Mondschein liegen sah. Schon streckte er die Hand darnach aus, als er neben derselben noch grössere Kostbarkeiten, diamantene Ohrringe, Armbänder und dergleichen mehr erblickte.

Soll ich? — sagt er zu sich selbst, indem ihm alle Glieder am Leibe zitterten. — Soll ich?

Aber wäre ich dann nicht ein abscheulicher Mensch mein Lebelang? Könnte ich wohl jemals wieder ruhig schlafen; könnte ich wohl jemals einem wieder frei ins Angesicht sehen?

Wohl wahr! — Aber ich wäre doch auf einmal ein reicher Mensch; könnte Kutschen und Pferde halten, könnte schöne Kleider tragen, hätte alle Tage vollauf zu essen und zu trinken!

Und wenn ich nun entdeckt würde? aber wie könnte ich entdeckt werden? Es sieht es ja keiner.

Keiner? — Sieht es denn aber Gott nicht, der an allen Orten zugegen ist? Kannst du jemals wieder zu ihm beten, wenn du den Dieb-

stahl wirst begangen haben? Würdest du wohl ruhig sterben können?

Bei diesem Gedanken überfiel ihn ein eiskalter Schauer. Nein, sagte er, indem er die Diamanten hinwarf; lieber arm, und ein gut Gewissen, als reich, und ein Bösewicht! Und mit diesen Worten eilt er auf demselben Wege wieder zurück, auf dem er gekommen war.

Die Prinzessin, deren Schlafgemach das Nebenzimmer war, hatte noch gewacht, hatte alles dieses mit angehört, und den Knaben selbst beim Mondschein erkannt. Sie liess am folgenden Tage ihn zu sich kommen.

Hör, Kleiner, sagte sie zu ihm, da er zu ihr ins Zimmer trat, warum nahmst du denn gestern Abend die Uhr und die Diamanten nicht?

Der Knabe fiel vor ihr auf die Knie, und konnte vor Angst kein Wort sprechen.

Ich habe alles gehört, fuhr die Prinzessin fort: Danke Gott, mein Sohn, dass er dir half, der Versuchung zu widerstehen. und bemühe dich ferner, deine Tugend zu erhalten.

Von nun an sollst du bei mir bleiben, ich will dich ernähren und kleiden lassen. Aber ich will noch mehr für dich thun, ich will dich ordentlich unterrichten und erziehen las-

sen, damit dir künftig auch nicht einmal der Gedanke an eine solche Übelthat wieder einfallen möge.

Dem Knaben stürzten heisse Thränen aus den Augen, er wollte danken, aber er konnte nicht, und konnte nur schluchsen, und seine Hände ringen.

Die Prinzessin hielt, was sie versprochen hatte. Der Knabe wurde wohl erzogen, und seine Wohlthäterin hatte die Freude, ihn zum guten und geschickten Manne aufwachsen zu sehn.

71. Abendgebet.

Gott, dessen Güte alles schafft,
Durch dich hab' ich mein Leben.
Gesundheit, Segen, Lust und Kraft
Hast du mir heut' gegeben.
Auch diesen Tag warst du mit mir,
Mit froher Seele dank' ich dir.

Du hast mich heute väterlich
Gespeiset und getränket,
Behütet vor Gefahren mich,
Zur Tugend mich gelenket:
Zur Arbeit gabst du Kraft und Muth:
Wie bist du doch, o Gott, so gut!

Du, ewig guter Vater, du
Wirst ferner für mich sorgen.
Gieb meinem Leibe sanfte Ruh
Bis zu dem frohen Morgen;
Wenn ich erwache, fang' ich dann
Den neuen Tag mit Danken an.

Vierte
Abtheilung.

72. Lob der Morgenstunde.

Die Morgenstunde hat Gold im Munde,
Ein weiser Spruch voll Kraft und Saft.
Da fühlt man wieder durch alle Glieder
Zur Arbeit Lust, zur Arbeit Kraft.
Des Tages Wonne, das Licht der Sonne,
Der muntern Vögel Lustgeschrei,
Die frohe Heerde, die raschen Pferde,
Das alles ruft: Herbei, herbei!

73. Das Haus- und Stubenleben.

Der Morgen.

Wenn Nachts der Schnee und Regen einfällt,
dann locket nicht Hof, nicht Garten und Feld.
Da tappt man im Finstern, als wäre man blind;
auch stürmet oft fürchterlich Wetter und Wind.
Da lauf' ich zur Thüre hinein in das Haus
und gucke viel lieber zum Fenster hinaus.
Im Winter besonders; vor Kälte und Sturm
verkriecht sich ja der kleinste Wurm.
Und selbst die Freude beim Schlittschuhlauf
hört endlich bei schneidender Kälte ganz auf.
Da geh' ich der warmen Stube gern nach;
erfroren find' ich dort Dach und Fach.
Da sind wir beisammen: Magd, Kinder und Knecht,
und Vater und Mutter, das ist mir schon recht.

Mag immer es draussen frieren und schnei'n,
wir können im Warmen und Trockenen sein.
Da lebt sich's den Tag lang ganz wohlgemuth;
man fühlt es recht, wie wohl das thut.
Gleich Morgens, kaum rührt sich im Stalle der Hahn,
Geht schon das muntere Leben an.
Kommt, ruft dann die Mutter; ihr Kinder, 's ist spät,
die Suppe ist fertig, der Hahn hat gekräht!
Husch gehts aus dem Bette, wir waschen uns rein
und fahren geschwind in die Kleider hinein.
Der Vater ist nämlich gar pünktlich und schnell,
er lässt gar nicht zaudern und hilft auf der Stell'.
Nun geht's in die Stube zur Mutter, die spricht:
Das Morgengebet vergess't ihr doch nicht?
Dann treten wir um sie mit Ruh' und Bedacht;
bald wird ein Morgengesang gemacht,
bald beten wir einzeln zum lieben Gott.
Drauf giebt sie uns Allen das Morgenbrot.
Indessen bekommt auch das Vieh sein Recht;
im Stalle beschickt's hier die Magd, dort der Knecht.
So machen wir's auch mit unserm Vieh,
mit Tauben und Hühnern: Wir füttern sie.
Im Käfig' die Lerche, der Zeisig, der Fink'
bekommt auch sein Theilchen: Sie fressen gar flink.

Dann gehn wir auch der Mutter zur Hand
und helfen ihr immer recht schnell und gewandt.
Denn da beim Käse, beim Butterfass'
und in der Wirrhschaft, da lernt man was.
Sie jagt uns jedoch gleich wieder davon,
giebt's noch was zu thun für die Schullection.
Drauf nehmen wir Schulbuch und Tafel und Hut
und geh'n in die Schule mit frohem Muth.
Denn so, wie die Stube, Hof, Garten und Feld,
auch die Schul' und das Lernen uns immer gefällt.

Krug.

Der Mittag.

Kommt Mittag's vom Lernen ein Jedes nach Haus';
dann geht es mit hungrigem Magen zum Schmaus'.
Der Tisch ist für Gross und Klein gedeckt,
drauf dampfet ein Essen, das immer uns schmeckt.
Wir waschen zuvor uns Hand und Gesicht;
denn ungewaschen essen wir nicht.
Auch Knecht' und Mägde kommen herein;
sie mögen wohl eben so hungrig sein.
Am Tische nimmt Jedes seinen Stand,
und faltet zum Beten Hand in Hand.
Der Vater zuerst nimmt die Mütze dann ab
und spricht: «Dankt Gott, der Speisen uns gab!»
Drauf beten wir Alle: «Wir bringen dir Dank,
»du lieber Gott, für Speisen und Trank;
»wir wollen sie jetzt froh verzehren,
»dass Kräfte sich zum Guten mehren.»

Nun setzen sich Alle rund um den Tisch
und langen in die Schüssel gar frisch.
Doch weil unser Arm so weit nicht trägt,
so wird uns Kindern noch vorgelegt.
Des Sonntags kommt auch oft Braten und Bier:
So essen nun und so trinken wir.
Der Vater fragt: Wie's draussen steht,
und wie's im Haus' und Hofe geht.
Drauf giebt zunächst der Knecht Bescheid,
was Alles fertig ward lang und breit.
Wir Kinder indess, wenn's geht so ringsum,
sind still und, wie die Fischchen, stumm.
Zuletzt nun werden wir auch gefragt,
dass Jedes, was es gelernt hat, sagt.
Dann können wir reden, so wie sich's gehört;
und sagen, was heute der Lehrer gelehrt.
Und sind wir nun satt, dann beten wir:
«Du lieber Gott, wir danken dir
»für alle deine guten Gaben,
»die wir von dir empfangen haben.»
Drauf gehn wir vom Tische recht munter und froh,
und morgen machen wir's wieder so.
Ist Hunger im Magen, dann mehr, als im Feld',
das Leben bei Tische mir immer gefällt.

Krug.

Der Nachmittag.

Ist nun nach Tische das Wetter zu schlecht,
so ist uns das auch eben recht.

Ist dann nicht ein Schultag, so bleiben wir hier
und lernen bei unsrer Mutter dafür.
Da giebt es bald Dieses, bald Jenes zu thun;
denn müssig sein mögen wir niemals und ruh'n.
Bald lesen wir Linsen, bald Erbsen rein,
bald schneiden wir Brot für die Hühner klein.
Hat draussen die Mutter der Arbeit viel,
so giebt in der Stube sie Jedem ein Ziel;
und ist ihr Geschäft im Hause gescheh'n,
dann kommt sie, nach uns in der Stube zu sehn.
Wir rufen dann: Mutter! komm', setz' dich hierher,
Erzähl' das Geschichtchen vom schwarzen Bär!
Sie setzt sich und spinnet und fängt dann an:
«Es war einmal ein alter Mann.» —
Wir bitten auch, dass sie ein Liedchen uns singt;
da stimmt sie an, dass es herrlich erklingt:
»Schön ist das Leben, schön ist's auf der Welt;
»Wer zählt die Freuden, die sie enthält.»
Und sind wir recht ruhig und spitzen das Ohr,
dann singt sie das Lied uns vom Landmanne vor:

Ihr Städter sucht ihr Freude,
so kommt auf's Land heraus;
seht Garten, Feld und Weide
umgrünt hier jedes Haus.

Wir singen auch mit, und lernen von ihr
die Liedchen und haben sie lieb dafür.
Und sind wir nun fertig, so malen wir schön

die Tafel voll Bilder, gar herrlich zu seh'n.
Da wird ein Viereck, ein Stern gemacht,
auch Katzen und Hündchen, und fleissig gelacht.
Zuweilen auch bau'n wir von Brettern ein Haus,
das sieht so ganz wie die grossen aus.
Das Abendbrot bringt nun die Mutter herbei;
da giebt es gewöhnlich ein Freudengeschrei.
Wir essen und spielen mit frohem Muth;
denn nach der Arbeit schmecket es gut.
Drum, unsere Stube, so gut wie das Feld,
wenn Mutter nur da ist, uns Alles gefällt.

Krug.

Der Abend.

Wird aber im Winter der Abend lang,
dann hält sich ein Jeder zur Ofenbank.
Das Feuer prasselt, die Kohlen glüh'n
am Lichtstock, im Ofen und Wandkamin.
Ist hell nur und gut die Stube gewärmt:
so ist es wie Sommer; die Fliege selbst schwärmt.
Im Freien jedoch nun Alles schweigt,
wenn so bei Zeiten der Tag sich neigt.
Der Fensterladen wird zugemacht
und Arbeit für den Abend gebracht.
Die Magd schabt Rüben, der Knecht flickt ein Rad,
die Mutter macht mir am Rock eine Nath;
dann lehrt sie uns spinnen und spinnt selbst mit.
Der Vater klopft Nägel, als wär' er ein Schmied.

Und ist er nun fertig, so sitzt er in Ruh'
und raucht sein Pfeifchen Taback dazu.
Was sonst geschehen ist, nah und fern,
erzählt der Vater, das hören wir gern.
Drauf sagt er: Ihr Kinder, so singet doch Eins!
Ihr schlaft wohl ein, es rührt sich ja Keins.
Dann geht von Neuem das Leben an,
Wir singen das Lied vom braven Mann.
Oft kommen auch Nachbars Kinder herein,
die lassen wir schön willkommen sein.
Noch munterer geht es freilich dann zu;
denn Keins von uns Allen liebt lange die Ruh',
und jedes ist gern zum Spielen bereit.
So geht es bis zur Essenszeit.
Das Abendbrot ist bald verzehrt;
leicht ist ja die Suppenschüssel geleert.
Drauf bringet die Mutter zur Spielerei,
wohl Äpfel und Nüsse zum Knacken herbei.
Ein Stündchen vielleicht noch geht es vergnügt;
verschiedentlich spielen wir, wie sich's nun fügt.
Doch endlich wird eins nach dem Andern still;
man sieht wohl, was es lieber will.
Bald drückt es in Aller Augen wie Sand;
dann sehnt sich Jedes nach Federland.
Es ruft auch der Wächter; denn schon ist's spät;
wir beten indess noch das Abendgebet.
Drauf geh'n wir ins Bette zur sanften Ruh',

und schliessen ermüdet die Augen zu.
So leben wir Kinder mit frohem Sinn
bei Vater und Mutter die Tage hin.
Drum lob' ich Haus, Garten, Hof, Wiesen
und Feld;
bei Vater und Mutter mir Alles gefällt!

Krug.

74. Entfernung und Nähe.

Eduard. Was steht ihr denn Alle da, und gucket den Himmel an?

August. Ich glaube wohl gar, ihr wollt Sternseher werden.

Gustav. Am hellen Tage pflegt man eben nicht nach den Sternen zu sehen.

Fritzchen. — — Ei! nun sind sie nur noch so groß, wie Sperlinge.

Eduard. Wer denn?

Fritzchen. Es sind vier Störche, die sich in die Höhe schwingen, und die nun schon so hoch sind, daß man sie fast gar nicht mehr sehen kann.

August. Ich sehe noch nichts.

Ferdinand. Tritt einmal näher zu mir — — so; — — nun sieh hier gerade in die Höhe. — — Siehst du sie noch nicht?

Eduard. Ach ja!

August. Wohl die kleinen Vögel, die so sehr hoch sind?

Fer=

Ferdinand. Eben die. Aber so klein sind sie nun eben nicht.

Anton. Hast du denn noch keine Störche gesehen?

August. O ja; die mit ihren langen Beinen auf der Wiese herumspatzieren und Frösche suchen.

Gustav. Ganz recht!

August. Aber die waren ja immer größer, als unsere Gänse.

Franz. Diese sind es auch. Aber sie sehen nur so klein aus, weil sie so hoch sind.

August. Wie kommt denn das?

Franz. Ja das kann ich dir nicht sagen; da mußt du den Vater fragen, der wird dir es wohl erklären.

Gustav. O, waret ihr denn nicht dabei, als Vater einmal mit uns davon sprach?

Eduard. Ach ja; es war damals, als wir auf den Thurm gestiegen waren, und uns recht umsahen.

Fritzchen. Ja, das haben wir nicht gesehen. Der Vater wollte uns Kleine nicht mitnehmen, weil er sagte: wir wären noch gar zu klein.

August. Wie wir da sehr weit einen weißen Thurm liegen sahen, der aber nur so groß, wie etwa ein Federkiel zu sein schien.

Ferdinand. Und der Vater sagte uns doch, daß dieser Thurm noch viel größer sei, als unser.

Gustav. Etwas kann ich euch auch sagen. Seht einmal den Knopf und den Hahn auf dem Thurme. Wie groß meint ihr wohl, daß er sein mag.

Anton. So groß, als meine Faust.

Fritzchen. Ei nein, er kann wohl fast so groß sein, wie mein Kopf.

Gustav. Ach viel, viel größer. Fast so groß, als unser großer Kessel in der Küche.

Anton. Das ist wohl nicht möglich.

Ferdinand. Ja, ja, Gustav hat Recht. Wir wunderten uns alle darüber; weil wir es gar nicht vermutheten, daß er so groß sein könnte, da er doch von unten so klein aussieht.

Fritzchen. Das kann ich nicht eher glauben, als bis ich es selbst gesehen haben werde.

Franz. Nun wohl. Wir können wenigstens näher an den Thurm herangehen. Seht euch noch einmal den Knopf an. Wie groß dünkt er euch zu sein?

Anton und Fritzchen. Noch nicht so groß, als Wilhelms Kopf.

Franz. Nun kommt an den Thurm heran.— Wie groß glaubt ihr, daß er nun sei?

Fritzchen. Ei, das hätte ich nicht gedacht.

Anton. Tausend! da könnten wir alle beide unsre Köpfe hineinstecken.

Gustav. Das meine ich selbst. Und wenn ihr nur erst hinauf steigen könnet, dann würdet ihr

sehen, daß ihr alle beide auch recht gut darin sitzen könnet.

Wilhelm. Wir wollen unsern Vater bitten, daß er uns auch einmal auf den Thurm führt!

Ferdinand. Ja, es geht einen immer so. Wenn man sehr weit von einer Sache entfernt ist, da denkt man immer, sie ist klein. Aber wenn man näher kommt, da sieht man es wohl, daß sie viel größer ist.

Eduard. Ja, so ging es mir neulich auch. Der Vater hatte mich auf das nächste Dorf geschickt, und kam mir gegen Abend entgegen. Ich vermuthete wohl, daß mir Jemand entgegen kommen würde, und sah fleißig auf die Straße. Da schien es denn, als wenn ein kleiner Knabe auf mich zukäme. Ich vermuthete, daß es August sein könnte. Als wir einander näher kamen, sahe ich denn zu meinem Erstaunen, daß es der Vater selbst war.

August. Das habe ich schon oft bemerkt. — — Aber wo sind indeß unsere Störche geblieben?

Wilhelm. Die sind gewiß auf den Himmel geflogen.

Gustav. Da müßten sie nun wohl eine weite Reise gemacht haben.

Anton. Das glaub' ich selbst. Vater sagte uns neulich, daß der Mond schon so viele Meilen von uns entfernt wäre, als wir gar nicht begreifen könnten.

Ferdinand. Ja, und bei eben der Gelegenheit erwähnte er, daß die Sterne so groß seien, als die ganze Erde.

August. Und daß sie uns nur so klein vorkommen, weil sie fast unzählige Meilen weit von uns entfernt sind.

Gustav. Wir wollen noch den Vater bitten, daß er mehr davon sage.

August. Und das heute noch.

Eduard. Ich zweifle nur, daß er das thun werde; denn er sagte mir neulich einmal, daß wir erst unsern Garten und einen Theil des Feldes ausmessen, und dann die Größe unserer Erde begreifen müßten, ehe er mit uns von solchen Dingen sprechen könnte!

Alle. Das ist Schade!

Wilhelm. Aber sagt mir nur, ob denn die Störche wirklich kleiner werden, wenn sie so hoch fliegen?

Gustav. I, das ist gar nicht möglich, denn da müßten sie ja so schnell wieder wachsen, als sie sich zu uns auf die Erde lassen können.

Anton. Ja; denn wenn sie wieder auf die Erde kommen, so sind sie ja wieder eben so groß, als andere Störche.

Eduard. Und du weißt doch wohl, daß man nicht so schnell wachsen kann, denn dazu muß man Zeit haben.

Franz. Und wer einmal groß gewachsen ist, der kann doch nicht wieder klein werden.

Wilhelm. Ja, das weiß ich wohl. Aber ich weiß nur nicht, wie es kommt, daß sie da oben kleiner sind, als unten.

Gustav. Nein! sie sind nicht kleiner, sondern sie sehen nur kleiner aus, weil sie sehr hoch sind.

Wilhelm. Ha! ha! nun Adieu! ihr Herren Störche; kommt gesund wieder auf die Erde.

Ernst Tillich.

75. Die zwei Schwestern.

Vater. Es waren einmal zwei Schwestern; die eine besaß ein Haus, die andere aber hatte keins. Eines Tages kam die arme Schwester, die ohne Haus war, zu der reichen und sagte: Liebe Schwester, du siehst, wie es regnet, und wie der Wind scharf bläs't, laß mich ein wenig in deinem Hause trocken werden und warten, bis sich der Wind gelegt; ich will dir ein ander Mal wieder eine Gefälligkeit erzeigen. Thu es, liebe Schwester.

Lida. Ach, das arme Mädchen! Wie muß das in Wind und Wetter erfroren sein! Ich hätte sie gleich aufgenommen.

Vater. Das that aber die reiche Schwester nicht, sondern sagte: Wie kannst du nur so einfältig sein und in mein Haus wollen, worin ich kaum

selbst Platz habe? Suche dir einen Winkel, oder ein Loch, wo du dich vor dem Regen und dem Winde schützen kannst.

Alle Kinder. O pfui, das häßliche Mädchen! Wie abscheulich! Von dem will ich gar Nichts mehr wissen.

Vater. Höret nur noch ein Weilchen zu; vielleicht werdet ihr dem Mädchen wieder gut.

Lida. Nein, Vater, gewiß nicht. So ein böses Mädchen, das seine Schwester nicht einmal ins Haus aufnimmt, wie grausam muß das gegen andere arme Leute sein! Das giebt gewiß keinem ein Stückchen Brot.

Vater. Nein, das thut es auch nicht, es giebt keinem Menschen Etwas, nicht einen Heller.

Emil. Und du willst, wir sollen diesem Mädchen gut sein? Vater, es ist ja schlimmer, wie ein Tiger.

Vater. Nun, so arg ist's nicht. Zwar steigt es den Landleuten in die Gärten und geht auf die Felder und maus't da, was ihm gefällt, —

Anton. Da geht es gewiß des Nachts aus und trägt das gestohlene Gut nach Hause, denn am Tage wird es sich doch vor den Leuten schämen?

Vater. Schämen? Es weiß gar nicht einmal, wie es das machen soll; das fällt ihm nicht ein. Es geht vielmehr am hellen, lichten Tage aus und bestiehlt die Felder und Gärten; ja, es ist so

unverschämt, sich hineinzuschleichen und zu mausen, während die Leute auf dem Felde sind.

Emil. Das ist doch zu arg. Wird es denn nicht ertappt über seinen Diebereien?

Vater. O ja, zuweilen; doch sehr oft entwischt es.

Lida. Da muß es recht geschwind laufen können.

Vater. Ach nein, dies kann es nicht; es geht sehr langsam, denn sein Fußwerk ist nicht gut beschaffen; es schleicht sich gewöhnlich so fein um die Leute herum, daß es nicht bemerkt wird. Und, weil es sich so leise fortbewegt und eben nicht groß ist, so gelingt es ihm zu entwischen.

Laura. Aber, wenn man es ertappt, Vater, wie geht's ihm da?

Vater. Gewöhnlich sehr schlimm. Man wirft es in einen Graben oder Bach und überläßt es seinem Schicksale.

Emil. Da vergeht ihm gewiß das Stehlen.

Vater. Nein, da irrst du dich: Dies hat es sich so angewöhnt, daß es nicht davon lassen kann. Es hilft kein anderes Mittel, um sich von ihm zu befreien, als der Tod.

Lida. Da lob ich mir die arme Schwester, die ist gewiß besser.

Vater. Nun, was das Stehlen anbetrifft, so giebt sie ihrer Schwester Nichts nach. Beide gehen

gemeinschaftlich auf Spitzbübereien aus und lassen sich's wohlschmecken in den Kohlgärten.

Emil. Das sollte sie nicht thun, denn nun bin ich ihr schon nicht mehr so gut. Aber die reiche Schwester ist wohl daran Schuld?

Vater. Das kann man nun eben nicht sagen; sondern sie thut es aus freien Stücken.

Lida. Aber diese ist ja arm und jene reich; da ist ihr wohl eher nachzusehen.

Emil. Es ist doch unrecht, und sie sollte arbeiten, daß sie sich etwas verdiente.

Vater. Wenn sie nur Etwas gelernt hätte und nicht so faul wäre, da möchte es wohl angehen. Aber eine ist so langsam und träge, wie die andere.

Laura. Die andere reiche Schwester sollte ihr doch helfen und ihr Vermögen mit ihr theilen.

Vater. Helfen? Womit soll sie ihr denn helfen? Sie hat ja kein Vermögen und ist blutarm.

Emil. Du sagtest ja, sie hätte ein Haus. Darin wohnen doch gewiß Leute zur Miethe, wie bei uns; und diese müssen dafür Geld bezahlen.

Vater. Das ist nicht so, mein Sohn; das Haus, welches sie besitzt, ist so klein, daß sie kaum selbst Platz darin hat.

Anton. So klein, wie das Nachtwächterhäuschen?

Vater. Noch viel kleiner und enger.

Lida. Da hat es wohl nur ein Fenster?

Vater. Es hat gar kein Fenster und nur eine Thür.

Lida. Kein Fenster? — Ja, da kann sie auch nicht darin sehen, wenn sie auch arbeiten wollte. Im Dunkeln kann man doch keine Nähnadel einfädeln.

Vater. Um das Arbeiten bekümmert sie sich doch nicht, und nähen kann sie gar nicht; von einer Nähnadel und dergleichen weiß sie gar Nichts.

Laura. Nun, die ist doch recht dumm. Was macht sie aber den ganzen Tag?

Vater. Sie genießt die freie Luft während eines langsamen Spazierganges und sieht immer zu, ob sie nicht etwas für ihren Magen findet.

Lida. Das muß sie sich doch erst kochen?

Vater. Wo denkst du hin? — Vom Kochen hat sie in ihrem Leben Nichts gehört, noch gesehen; sie ißt Alles, wie sie es findet, und übrigens hat sie weder Küche, noch Ofen, weder Topf noch Löffel, und was sonst dazu gehört, um es thun zu können, denn das Häuschen ist viel zu klein.

Emil. Das muß ein sonderbares Häuschen sein. Es wird doch wohl größer sein, wie unsere Hundehütte?

Vater. Weit gefehlt. Es ist noch lange nicht so groß.

Laura. Wie kann denn darin ein Mädchen wohnen?

Vater. Und doch wohnt das kleine Wesen darin und trägt es überall mit sich hin.

Alle Kinder: Es trägt das Haus, das ganze Haus mit sich fort? Vater, das ist nicht möglich! —

Vater. Ja, es ist oft kaum so groß, wie ein Fingerhut; und verlassen kann die Kleine es nicht, denn es ist ihr angewachsen.

Emil. Es ist — es ist — soll ich's sagen, Vater?

Die Andern. Oh, nun wissen wir's auch. Es ist die Schnecke mit ihrem Hause, und die arme Schwester ist die schwarze Schnecke, die kein Haus hat.

Vater. Hab' ich's euch nicht gesagt, daß die reiche Schwester nicht so häßlich ist, wie ihr dachtet?

Lida. Ja, wenn wir nur nicht immer an ordentliche Mädchen, ich meine, so wie wir sind, gedacht hätten, wir hätten es eher errathen.

Fröhlich sprangen die Kinder fort, um der Mutter das neue Räthsel mitzutheilen.

Besseldt.

76. Schulfreude.

Zur Schule, zur Schule, ihr Brüder!
Geschwinde, verlasset das Spiel!
Kommt alle! Nun lernen wir wieder
Der nützlichen Lehren recht viel.
Das Fleißigsein machet uns besser,
Macht, daß auch die Eltern sich freun.
Wir werden ja älter und größer;
Drum müssen wir klüger auch sein.
Nichts soll uns zerstreuen, nichts stören;
Zum Plaudern, zum Leichtsinn kein Trieb;
Recht aufmerksam wollen wir hören,
Nur dann hat der Lehrer uns lieb.
Dann freuen wir spät uns der Tage,
Die einst unsrer Jugend entfloh'n;
Wir kennen nicht Reue, nicht Klage,
Und haben sehr reichlichen Lohn.
Wir nützen mit dem, was wir lernen,
Und schaffen des Guten recht viel.
Jetzt säen wir, was wir dann ernten.
Welch schönes, welch herrliches Ziel!

Seidel.

77. Die Fliegen und die Ameisen.

In dem Winkel eines Bauergartens war einmal ein Nest von Ameisen, die während der schönen Sommerzeit sich den ganzen Tag über damit

beschäftigten, kleine Samenkörner von Getreide in ihre Grube zu tragen. Nicht weit von ihnen war ein Blumenbeet, auf welchem eine große Menge von Fliegen beständig zu spielen und zu sumsen und sich damit zu ergötzen pflegte, daß sie von einer Blume auf die andere flogen. Ein kleiner Knabe, der Sohn des Landmanns, pflegte die verschiedenen Beschäftigungen dieser Thiere zu beobachten; und da er noch sehr jung und einfältig war, so sagte er einstmals: Kann wohl auf der Welt einer so dumm sein, als diese Ameisen? Den ganzen Tag arbeiten sie, und placken sich, anstatt des schönen Wetters zu genießen, und sich wie diese Fliegen zu belustigen, welche die glücklichsten Geschöpfe von der Welt sind.

Einige Zeit hernach wurde das Wetter ungemein kalt; die Sonne kam fast gar nicht zum Vorschein, und die Nächte wurden kalt und frostig. Jener kleine Knabe ging jetzt mit seinem Vater im Garten und sah keine einzige Ameise; die Fliegen aber lagen alle hie und da zerstreut umher, sterbend oder schon todt. Da er sehr gutherzig war, so konnte er nicht umhin, die armen Thierchen zu bedauern, und fragte zugleich, was denn aus den Ameisen geworden sei, die er an eben dem Orte sonst zu sehen gewohnt gewesen wäre. Der Vater sagte: Die Fliegen sind alle todt, weil sie sorglose Thiere waren, die sich keine Mühe gaben, Vorrath zu sammeln, und nicht Lust hatten zu arbeiten; die

Ameisen aber, die den ganzen Sommer fleißig gewesen sind, um sich Unterhalt für den Winter zu verschaffen, sind alle lebendig und gesund, und du wirst sie wiedersehen, sobald es wieder warmes Wetter wird.

Campe.

78. Aufmunterung zum Fleiss.

Kinder, lasst uns fleissig sein
In der frühen Jugend!
Eltern, Lehrer zu erfreun
Durch Verstand und Tugend.
Fleissig sein bringt vieles ein
Lasst den Trägen träumen!
Wir, wir wollen fleissig sein;
Keine Zeit versäumen.

Menschen, die verständig sind,
Lassen sich nicht treiben;
Freudig lernt ein gutes Kind,
Wird auch fleissig bleiben,
Träge Thiere treibt man nur,
Zwinget sie mit Zäumen.
Du, von geistiger Natur,
Musst nichts Gut's versäumen.

Faulheit lohnt mit Unverstand,
Armuth, Spott und Schande;
Das ist Jedermann bekannt,

Auch in unserm Stande.
O, drum lasst uns fleissig sein,
Zeit und Kräfte nützen!
Gott mit uns! denn er allein
Kann uns unterstützen.

79. Die Blume.

Es war ein angenehmer Frühlingstag, und Karl und Luischen sollten mit ihrem Vater in einen schönen Garten gehen, der vor dem Thore lag. Indeß der Vater in einer Nebenkammer sich ankleidete, blieben beide Kinder in seinem Zimmer. Karl, über den bevorstehenden Spaziergang sehr erfreu't, hüpfte lustig herum, und schlug unvorsichtig eine kleine, schöne Blume ab, die der Vater in einem Topfe gezogen hatte. O Schade! sagte Luischen und hob das Blümchen auf. Sie hatte es noch in der Hand, als eben der Vater ins Zimmer trat. Was hast du gemacht, Luischen? fragte der Vater mit etwas unwilligem Gesichte, mir die Blume abzureißen, von der du wußtest, daß ich sie so gern erhalten hätte, um Samen daraus zu ziehen! — O lieber Vater, stotterte Luischen, indem sie ihn bei der Hand faßte, sei doch nur nicht böse! — Böse? antwortete der Vater, das bin ich nicht! aber da es dir in dem Garten, der nicht unser ist, auch wohl einfallen könnte, Blumen abzureißen, so darf

ich dich nicht mitnehmen. — Luischen schlug die Augen nieder und schwieg. Karl aber konnte sich nicht länger halten; mit Thränen in den Augen trat er vor den Vater hin und sagte: Nicht Schwester Luischen, lieber Vater, ich war es, der die Blume abschlug, ich muß also zu Hause bleiben, und Luischen mit dir gehen. — Der Vater, gerührt durch die Liebe seiner Kinder, schloß sie in die Arme, küßte sie und sprach: Ihr seid beide meine lieben Kinder, und sollt beide mit mir gehen. Die Blume würde mir lange nicht so viel Freude gemacht haben, als mir die Hoffnung macht, daß ihr euch immer lieben, und beide zu guten Menschen erwachsen werdet! — Und nun hüpften sie beide vergnügt an seiner Seite zum Garten.

Campe.

80. Vier Brüder.

Vier Brüder gingen, Jahr aus, Jahr ein,
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüthen hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf,
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.

Der dritte naht mit Überfluß
Und füllet Küch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Äpfel, Nüss' und Weine.

Verdrießlich braust der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht räth sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch' ich's nicht zu sagen.

81.

Blumen blühen im Frühling immer,
Voll von Glanz und Farbenschimmer.
In des Sommers heißen Tagen
Reift gar viel für Mund und Magen.
Kahle Bäume, gelbe Blätter
Bringt des Herbstes rauhes Wetter.
Auf des Winters kalten Spuren
Folgt der Wind in Wald und Fluren.

Dennoch kehrt der Frühling wieder
Auf die dürre Erde nieder.
Auf den Bergen, in dem Thale
Keimts vom warmen Sonnenstrahle.
Blüthen geben süße Düfte;
Käfer schwirren durch die Lüfte.
Schmetterlinge flattern munter
An den Blumen auf und unter.
Bienen summen um die Blüthen;
Vöglein in den Nestern brüten;
Fischchen spielen in den Bächen;
Auf besonnten Wasserflächen
Tanzen Mücken auf und nieder.
Schön geschmückt mit Prachtgefieder
Singen Vögel muntre Lieder.
Alles lebt im Frühling wieder.

Krug.

82. Erdbeerlied.

Ein Mägdlein an des Felsenwand
Ein nacktes Erdbeersträuchlein fand,
Von Sturm und Regengüssen,
Zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
Du arme nackte Waise:
Komm mit mir in das Gärtchen mein,
Du sollst mir wie ein Kindlein sein.

Drauf macht es wohl die Würzlein los,
Und trug das Pflänzchen in dem Schooss,
Und spähte still und wonnig,
Ein Plätzchen kühl und sonnig,
Und wühlte in der Erde,
Mit emsiger Gebehrde,
Und pflanzte nun das Pflänzchen drein
Und sprach: Das soll dein Bettchen sein.

Und als die Frühlingszeit erschien,
Begann das Pflänzchen schön zu blühn,
Wie sieben weisse Sterne;
Das sah' das Mägdlein gerne,
Das wurden sieben Beeren,
Als ob's Rubinen wären.
Gelt, sprach es, es will dankbar sein
Und meint, ich sei sein Mütterlein.

Krummacher.

83. Die untergehende Sonne.

Wie geht so klar und munter
Die liebe Sonne unter!
Wie schaut sie uns so freundlich an
Von ihrer hohen Himmelsbahn!

Das ist so ihre Weise,
Sie zeiget still und leise:
Wer flink am Tage Gutes thut,
Dem ist's am Abend wohl zu Muth!

Sie läuft den Weg behende,
Von Anfang bis zu Ende,
Erhellt und wärmt die ganze Welt
Aus ihrem himmlischen Gezelt.

Auf allen ihren Wegen
Ist lauter Licht und Segen,
Dann schließt sie freundlich ihre Bahn,
Und lächelt uns noch einmal an.

Jetzt geht sie klar und munter
Am Abendhimmel unter.
Bald aus des Morgenhimmels Thor
Steigt sie mit neuem Glanz empor.

Drum geht nur frohen Muthes,
Wie sie, und thuet Gutes!
Dann schließt ihr fröhlich euren Lauf,
Und steht frohlockend wieder auf!

84. Herbstlied.

Ach, lieber warmer Sonnenschein,
Willst du uns schon verlassen?
Du frische Wiese, grüner Hain,
Müßt ihr, ach! schon erblassen?
Kein Finkenschlag, kein Lerchensang —
Mir wird im Herzen schwer und bang.

Dort in der Hecke zwitschert leis'
Rothkehlchen ganz verstohlen.

Und hüpfet still von Reis zu Reis,
Will Fliederbeeren holen.
Rothkehlchen, ach! du dauerst mich
Es lauert manche Schling' auf dich.

Wie ist das weite Feld so leer,
So bleich und ohne Leben;
Klingt keine blanke Sense mehr,
Kein Heissa! Ho! daneben.
Nur hinterm Berg es blitzend kracht,
Denn schon beginnt ringsum die Jagd.

Auch ist nicht mehr so hell' der Tag,
Die Nacht steigt früher nieder;
Der Nachtigallen heller Schlag
Verschwand wie andre Lieder.
Doch hat der Herbst auch vielerlei,
Was Lust und Freude führt herbei.

85. Frau Holle.

Eine Wittwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und faul, die andere häßlich und fleißig. Sie hatte aber die schöne und faule viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und war recht der Aschenputtel im Hause. Ein Mal war das Mädchen hingegangen, Wasser zu holen, und wie es sich bückte, den Eimer aus dem Brunnen zu ziehen, bückte es sich zu tief und fiel hinein. Und als es erwachte und wieder zu sich selber kam,

war es auf einer schönen Wiese, da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen.

Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich." Da trat es fleißig hinzu und holte alles heraus. Darnach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel, und rief ihm zu: „Ach, schütt'le mich, schütt'le mich, die Äpfel sind alle mit einander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, so lange, als keiner mehr oben war. Darnach ging es wieder fort. Endlich kam es zu einem kleinen Hause, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Fürchte dich nicht, liebes Kind, bleib' bei mir!"

Wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehen; nur mußt du recht darauf Acht geben, daß du mein Bette gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle. Weil die Alte so gut sprach, willigte das Mädchen ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch Alles zu ihrer Zufriedenheit, und schüttelte ihr das Bette immer gewaltig auf; dafür

hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes.

Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig in seinem Herzen, und ob es hier gleich viel tausend Mal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe die Sehnsucht nach Haus bekommen, und wenn es mir auch noch so gut hier geht, so kann ich doch nicht länger bleiben." Die Frau Holle sagte: „Du hast Recht, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinauf bringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das ward aufgethan, und wie das Mädchen darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hangen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist;" sprach die Frau Holle. Darauf ward das Thor verschlossen, und es war oben auf der Welt. Da ging es heim zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es gut aufgenommen.

Als die Mutter hörte, wie es zu dem Reichthum gekommen, wollte sie der andern schönen und faulen Tochter gern dasselbe Glück verschaffen, und sie mußte sich auch in den Brunnen stürzen. Sie erwachte, wie die andere, auf der schönen Wiese, und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu

dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenne ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen;" und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schütt'le mich, schütt'le mich, die Äpfel sind alle mit einander reif." Sie antwortete aber: „Du kämst mir recht, es könnt' mir einer auf den Kopf fallen," und ging damit weiter. Als sie vor das Haus der Frau Holle kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage that sie sich Gewalt an und war fleißig, und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie gedachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde. Am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faullenzen, am dritten noch mehr; da wollte sie Morgens gar nicht aufstehn. Sie machte auch der Frau Holle das Bette schlecht und schüttelte es nicht recht, daß die Federn aufflogen. Deß ward die Frau Holle bald müde, und sagte der Faulen den Dienst auf. Die war es wohl zufrieden, und meinte, nun werde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch hin zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste, sagte die Frau Holle,

und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, ganz mit Pech bedeckt, und das hat ihr Lebtag nicht wieder abgehen wollen.

Grimm.

86. Das Lämmchen.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einst mit auf die Weide;
Muthwillig sprang es in den Klee
Mit ausgelaß'ner Freude.
Hopp, hopp! ging's über Stock und Stein
Mit unvorsicht'gen Sprüngen.
„Kind!" rief die Mutter, „Kind! halt ein,
Es möchte dir mißlingen!"
Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf, Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für seinen Leichtsinn leiden.
Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überspringen.
Seht da! es springt, und — — bricht ein Bein;
Aus war nun Lust und Springen!
O liebe, muntre Kinder! schreibt
Dies tief in eure Herzen:
„Die Freuden, die man übertreibt,
„Verwandeln sich in Schmerzen!"

Bertuch.

87. Adolph's Wanderung.

Ganz außer Athem kam Lieschen gelaufen und rief: Mutter! liebe Mutter! gieb mir doch ein Stückchen Brot, denn hinter unsrer Scheune liegt ein Knabe, der scheint ganz verhungert und ermattet.

Liebes Kind, sprach die Mutter, hier hast du ein Butterbrot und noch einen Groschen, bringe ihm das.

Lieschen sprang damit zum armen Knaben. Er lag noch auf derselben Stelle; dennn seine Beine vermochten ihn nicht mehr zu tragen, und sein Gesicht war blaß und abgezehrt.

Adolph — so hieß der Knabe — kam aus einem fremden Lande. Seine Eltern waren schon gestorben, als er noch nicht acht Jahr alt war, niemand aber wollte sich des armen, elternlosen Knaben annehmen, und so mußte er vor den Thüren anderer Leute betteln. Oft wurde er aber hart abgewiesen, und dann konnte er nicht einmal seinen Hunger stillen. So verstrichen dem armen Adolph die schönen Tage seiner Kindheit unter Gram und Thränen.

Als er nun eines Abends wieder einmal hungrig in eine Scheune kroch, um auf dem Stroh ein Nachtlager zu suchen, und so recht über sein trauriges Schicksal nachdachte, da fiel ihm ein, daß er noch einen Onkel habe. Ach! rief er freudig aus, zu dem-

will ich hin; er wird mich nicht von sich stoßen, gewiß nimmt der sich meiner an.

Der Onkel wohnte zwar in einem andern Lande, allein Adolph dachte: Ich werde schon hinkommen; der liebe Gott verläßt ja keinen Menschen, der auf ihn vertraut, und unterweges finde ich auch wohl gute Menschen. Am andern Morgen machte er sich sogleich auf den Weg. Er kam durch manchen fremden Ort, und fand manchen guten Menschen, der ihm eine Gabe reichte, aber von seinem Onkel konnte er nichts erfahren. Zwanzig Meilen war er schon gewandert, und nirgend hatte er sich Ruhe gegönnt; da fingen seine Kräfte an nach und nach zu schwinden, denn die Anstrengung auf der weiten Reise war für den kleinen Knaben zu groß. Und eben befand er sich in einem öden, finstern Thale, und er hatte keine Hoffnung, an diesem Tage noch eine menschliche Wohnung zu erreichen. Ermattet schlich er nur noch weiter, denn seine Füße waren wund, Hunger und Durst quälten ihn und seine Wangen waren mit Thränen benetzt. Doch in dem Augenblick sieht er in einiger Entfernung einige Häuser vor sich liegen. Da nimmt er seine letzten Kräfte zusammen und gelangt bis an eine Scheune; hier fällt er aber ohnmächtig nieder.

Und hier war es, wo das gute Lieschen ihn gesehen hatte.

Jetzt brachte sie ihm das Butterbrot und den Groschen, indem sie sagte: Hier bring' ich dir etwas, die Mutter schickt es dir. Adolph richtete sich ein wenig auf, nahm es, dankte herzlich und stillte seinen Hunger. Lieschen sah ihn indessen mit wehmüthigen Blicken an; dann fragte sie: Wo kommst du denn her? und wo willst du hin, armer Knabe? — Ich komme aus einem andern Lande, sprach Apolph, und will zu meinem Onkel reisen. Ach, wenn ich ihn doch bald finden möchte! setzte er hinzu. — Du bist ja so schwach, sprach Lieschen, wie willst du weiter gehen können; komm mit zu meiner Mutter! Und sie hob den Knaben auf, und führte ihn nach Hause.

Lieschens Mutter freute sich über das liebevolle Gemüth ihrer Tochter. Sie nahm den armen Adolph freundlich auf, erquickte ihn mit Speis' und Trank, und machte ihm dann ein weiches Bett zurecht, und Adolph sank bald in einen sanften Schlaf. Als er am Morgen erwachte, fühlte er sich neu belebt und gestärkt. Er richtete sich auf, um sich anzukleiden. Da lagen lauter neue Kleider auf seinem Bette, aber seine alten, zerrissenen waren fort. Wie dankte er da dem lieben Gott bei jedem Stück, das er anzog, daß ihn Lieschen gestern gesehen und hierher geführt hatte; denn so wohl hatte er sich seit dem Tode seiner guten Eltern noch nicht gefühlt.

Als er in die Wohnstube trat, saßen Lieschen und ihre Eltern um den Tisch und tranken Kaffee. Adolph mußte sich auch gleich hinzusetzen und mit trinken. Lieschens Vater fragte ihn nun, warum er hierher in diese Gegend gekommen sei, und eine so weite Reise unternommen habe? Da erzählte Adolph seine ganze traurige Geschichte, und auch, daß er zu seinem Onkel Fritz wolle. Als er das gesagt hatte, sahen sich Lieschens Eltern an, und der Vater fragte weiter: Heißt dein Onkel etwa Biedermann? Ja, sagte Adolph. — O, denn bin ich dein Onkel! rief Lieschens Vater; komm, laß dich in meine Arme, an mein Herz drücken! Du wirst nun mein Sohn sein! Und er nahm den Knaben auf seinen Schooß, herzte und küßte ihn; und Lieschen hüpfte vor Freuden, daß sie nun einen Bruder hatte.

Nach Glatz.

88. Die Wichtelmänner.

Von einem Schuster, dem sie die Arbeit gemacht.

Es war ein Schuster ohne seine Schuld allmählig sehr arm geworden, dass ihm endlich nichts mehr übrig blieb, als Leder zu einem einzigen Paar Schuh. Nun schnitt er des Abends zu, um es Morgen in die Arbeit zu nehmen, und, weil er ein gutes Ge-

wissen hatte, legte er sich darauf ruhig zu Bett, befahl sich Gott und schlief ein. Morgens, nachdem er sein Gebet verrichtet hatte und sich zur Arbeit setzen wollte, so standen die beiden Schuhe ganz fertig auf seinem Tische. Er wusste nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte, als er sie näher betrachtete, waren sie auch so sauber gearbeitet, dass kein Stich daran falsch war, als sollt' es ein Meisterstück sein. Auch trat denselben Tag schon ein Käufer ein, und dem gefielen die Schuhe so gut, dass er mehr als gewöhnlich dafür bezahlte, und der Schuster von dem Gelde Leder zu zwei Paar Schuhen erhandeln konnte. Abeuds schnitt er die zu, und wollte Morgens frisch an die Arbeit gehen, aber er brauchte es nicht, denn als er aufstand, waren sie schon fertig und es blieben auch nicht Käufer aus, die ihm so viel gaben, dass er zu vier Paar Schuhen das Leder kaufen konnte. Die schnitt er Abends wieder zu und fand sie am Morgen fertig, und so gings immerfort, was er Abends zuschnitt, das war am Morgen verarbeitet, also dass er bald wieder zu einem wohlhabenden Manne ward mit ehrlichem Auskommen. Nun geschah es, dass eines Abends kurz vor Weihnachten, nachdem der Mann wieder zuge-

schnitten hatte, er vor Schlafengehen zu seiner Frau sprach: "Wie wär's, wenn wir diese Nacht aufblieben, um zu sehen, wer uns solche hilfreiche Hand leiste?" Die Frau war's zufrieden und steckte ein Licht an, darauf verbargen sie sich in den Stubenecken hinter den Kleidern, die da aufgehängt waren, und gaben Acht. Als es Mitternacht war, da kamen zwei kleine, niedliche, nackte Männlein, setzten sich vor des Schusters Tisch, nahmen alle zugeschnittene Arbeit zu sich und fingen an mit ihren Fingerlein so behend und schnell zu stechen, nähen, klopfen, dass der Schuster vor Verwunderung die Augen nicht abwenden konnte. Sie liessen nicht nach, bis Alles zu Ende gebracht war und fertig auf dem Tische stand, und das war lange vor Tag; und dann sprangen sie schnell fort.

Am andern Morgen sprach die Frau: "Die kleinen Männer haben uns reich gemacht, dafür müssen wir dankbar sein. Sie dauern mich, dass sie so herumlaufen und nichts am Leibe haben und frieren. Weisst du was? ich will Hemdlein, Rock, Wams und Höslein für sie nähen, auch jedem ein Paar Strümpfe stricken; mach du jedem ein Paar Schühlein dazu. Der Mann war es wohl zufrieden, Abends, wie sie alles zusammen hatten, legten sie es

statt der zugeschnittenen Arbeit auf den Tisch und versteckten sich dann, weil sie sehen wollten, wie sich die Männlein dabei anstellen würden. Um Mitternacht kamen sie beide zu laufen und wollten arbeiten, als sie aber die Kleider liegen sahen, bezeigten sie grosse Freude. Mit der grössten Geschwindigkeit zogen sie sie an, und dann hüpften, sprangen sie darin, tanzten zur Thüre hinaus und blieben von nun an aus, dem Schuster aber ging es sein Lebtag wohl.

Grimm.

89. Wer ist denn mein Nächster?

Ein Kesselflicker, in der Gegend von Halberstadt, ging einst bei strenger Kälte mit seinem Geräthe über Feld, und fand an der Landstraße einen Juden, ganz erfroren. Neben ihm stand ein Körbchen mit Tüchern und Bändern, womit er gehandelt hatte. Ein liebloser, unredlicher Mensch hätte vielleicht die Waaren mit sich genommen, und den Juden liegen lassen; aber dem ehrlichen Kesselflicker blutete das Herz bei diesem Anblick. Vielleicht, dachte er: Lebt der arme Jude noch, und könnte sich wieder erholen; ist er gleich ein Jude, so ist er doch ein Mensch, ist mein Nächster, und ich muß ihm helfen. — So dachte er, verscharrte

sogleich seine und des Juden Sachen in den Schnee, nahm den Juden auf den Rücken, trug ihn in das nächste Dorf, und sorgte nun dafür, daß alle Mittel angewendet wurden, ihn wieder zum Leben zu bringen. Nichts gleicht seiner Freude, als er endlich sah, daß der Jude die Augen wieder aufschlug, und ins Leben zurückkam. Gott Lob! rief er aus: So war doch meine Hülfe nicht vergebens! — Hierauf gab er dem Wirthe etwas Geld zur Verpflegung des Juden, lief dann wieder auf das Feld, und brachte seine und des Juden Sachen aus dem Schnee herbei. Als er zurückkam, fiel ihm der Jude voll dankbarer Rührung um den Hals, dankte ihm herzlich für seine Errettung und bot ihm seinen ganzen Korb mit den Waaren zum Geschenk an; aber der Kesselflicker nahm gar nichts. Vergebens drang der Jude mit weinenden Augen in ihn, doch nur eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen; sein Retter ließ ihn gar nicht zum Worte kommen, sondern packte sein Geräth zusammen, drückte ihm mit deutscher Redlichkeit die Hand und sagte: Was ich gethan habe, war meine Pflicht; das ist jeder Mensch dem andern schuldig. Gott helfe uns beiden weiter! — Und damit zog er seine Straße.

Gehe hin und thue desgleichen!

(Simons Moral und Religion.)

90. Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne und weiter nichts im Vermögen als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach seinem Tode das Haus gehabt; dem Vater war aber einer so lieb als der andere, da wußt' er gar nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thät; verkaufen wollt' er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da fiel ihm endlich ein Rath ein und er sprach zu seinen Söhnen: „Geht in die Welt und versucht euch und lerne jeder ein Handwerk, wenn ihr denn wiederkommt, wer das beste Meisterstück macht, der soll das Haus haben."

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden.

Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammen kommen wollten und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte. Der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen und dachte: „Nun kann dirs nicht fehlen, du kriegst das Haus;" der Barbier rasirte lauter vornehme Herren und meinte auch, das Haus wär' sein; der Fechtmeister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich's nicht

verdrießen, denn er dachte bei sich: „Fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr.“ Als nun die gesetzte Zeit herum war, kamen sie zusammen nach Haus, sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen beisammen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam auf einmal ein Has’ übers Feld daher gelaufen. „Ei, sagte der Barbier, der kommt wie gerufen,“ nahm Becken und Seife, schäumte, bis der Has’ in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein und rasirte ihm auch in vollem Laufe ein Stutzbärtchen und dabei schnitt er ihn nicht und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir“ sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein.“ Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerannt in vollem Jagen. „Nun sollt ihr sehen, Vater, was ich kann,“ sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferde, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl,“ sprach der Vater, du machst deine Sachen so gut, wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll.“ Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren,“ und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben um seinem Kopf, daß

kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel goß, schwang er den Degen immer schneller, und blieb so trocken, als säß' er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er und sprach: „Du hast das beste Meisterstück gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Hause, trieben ihr Handwerk und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschickt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen und als der eine krank ward und starb, grämten sich die zwei andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschickt gewesen und sich so lieb gehabt, alle drei in ein Grab gelegt.

Grimm.

91. Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wär gern des Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich

fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein Paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Der Wolf war's zufrieden, und sie gingen hin und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, er war aber damit nicht zufrieden, sondern wollte das andere auch haben und ging es zu holen, weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entsetzlich zu schreien und zu blöken, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf, und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt,“ sprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt.“

Am andern Tage gingen sie wieder ins Feld, da sprach der Wolf auch wieder zum Fuchs: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich.“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, und zog sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf.“ Da hast du zu

fressen," sprach er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf verschluckte die Pfannkuchen, sprach: „Sie schmecken nach mehr," ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter. Da gab's einen gewaltigen Lärmen, daß die Frau heraus kam, und als sie den Wolf sahe, rief sie ihre Leute, die kamen und schlugen ihn, was das Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen zum Fuchs in den Wald hinauskam, schrie und sagte: „Was hast du mich garstig angeführt, die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt." Der Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt."

Am dritten Tage, als sie beisammen draußen waren, und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rothfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich." Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet und gesalzen Fleisch im Keller, das wollen wir holen." Sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mit gehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann." „Meinetwegen," sagte der Fuchs, und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluß und der Wolf machte sich gleich daran und dachte: „Bis ich aufhöre, hat's Zeit." Der Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, blickte überall herum, lief auch oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren und

versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. Da sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, ei, was rennst du so hin und her und springst hinaus und herein?" „Ich muß doch sehen, ob Niemand kommt," antwortete er listig, „friß nur nicht zu viel." Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, bis das Faß leer ist." Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen; der Wolf wollte auch, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn todt. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

Grimm.

92. Untreue.

Vom Frosch und der Maus.

Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen, und konnte nicht, und bat einen Frosch um Rath und Hülfe. Der Frosch war ein Schalk, und sprach zur Maus: Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüber ziehen. Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchet der Frosch hinunter, und wollte die Maus ertränken,

indem aber die Maus sich wehret und arbeitet, fleuget ein Weihe daher, und erhaschet die Maus, zeucht den Frosch auch mit heraus, und frisset sie beide.

Luther.

93. Dem, der's nöthig hat!

Herr Franz, ein wohlhabender Kaufmann, hatte die Gewohnheit, alle Tage gegen Abend vor das Thor zu gehen, um nach überstandener Arbeit und Mühe, die frische Luft zu genießen. Er war ein sehr braver und rechtschaffener Mann, dessen größtes Vergnügen darin bestand, recht viel Gutes zu stiften, und die Noth seiner armen Mitbürger aus allen Kräften zu mildern.

Als er eines Abends wieder beim hellen Schein des Mondes vor dem Thore spazieren ging, und auf manches Gute sann, da stieß er plötzlich mit dem Fuße an etwas Hartes. Was mag das sein? dachte er, bückte sich und hob es auf. Es war ein Beutel, ziemlich schwer und hart wie ein Stein. Herr Franz öffnete ihn, und wie erstaunte er! Der Beutel war voll Geld. Obenauf lag aber ein Zettel, worauf geschrieben stand:

Dem, der's nöthig hat!

Da bin ich's nicht, sprach Herr Franz, dem dieser Beutel zukommt; denn mir gab ja Gott noch mehr, als ich nöthig habe.

Und indem er noch ein Weilchen stand und nachdachte, welcher von seinen armen Mitbürgern des Geldes wohl am meisten bedürfe, hörte er hinter sich laut ächzen und seufzen. Es war Hinze, ein armer Arbeitsmann, der mit einer schweren Bürde daher wankte.

Nun, da ist ja der rechte Herr zu diesem Gute, der hat's nöthig! sagte Franz. Kommt näher, Hinze! rief er dem Manne zu, ich kenne euch und euer Elend: Eure Hütte will einstürzen, und eure Kinder schreien nach Brot. Doch seid getrost, Gott hat geholfen! Und damit überreichte er ihm den Beutel.

Nach Niemeyer.

94. Das gute Lieschen.

Lieschen, gar ein gutes Kind,
Fromm, wie Gottes Engel sind,
Ging einst in den Wald voll Buchen,
Sich Erdbeeren da zu suchen,
Und im kleinen Körblein trug
Sie ihr Brot, und Milch im Krug.

Horch, wie bang' und kläglich schallt
Ein Gewimmer aus dem Wald! —
Furchtsam sah sie durch die Sträuche,
Sah bei einer alten Eiche
Einen armen, schwachen Greis,
Dessen Haar wie Schnee so weiß.

„Gott, sprach er, zwei Tage bald,
Irr' ich schon in diesem Wald,
Weiter kann ich nicht mehr gehen,
Werd' die Meinen nicht mehr sehen;
Gott, o Gott, Du guter Gott,
Ach, erbarm Dich meiner Noth!"

Trocknend seine Stirn voll Schweiß,
Legt er seine Bürde Reis
Seufzend nieder auf die Erde,
Sank, erliegend der Beschwerde,
Selbst dahin — und kurze Ruh
Schloß ihm sanft die Augen zu.

Lieschen schlich nun still und leis'
Hin zum armen, müden Greis. —
Und im Aug' die hellen Zähren,
Stellte sie ihr Körblein Beeren,
Milch und Brot auch, neben ihn
Zwischen Gras und Blumen hin.

Still und leis' schlich sie zurück,
Thränen noch im frommen Blick,
Blieb versteckt und ungesehen,
Hinter dem Gebüsche stehen,
Lauschend, ob auch Milch und Brot
Linderten des Armen Noth.

„Gott! rief drauf der Mann, erwacht,
Ach, wer hat mir das gebracht? —

Gott, voll Huld mit Deinen Kindern
Hast Du, meine Noth zu lindern,
Einen Engel mir geschickt,
Der so liebreich mich erquickt."

Froh genoß er Speis' und Trank.
Froh, mit lautem Lob und Dank,
Ging dann, neu gestärkt und heiter
Mit der schweren Bürde weiter,
Rief noch oft: „Vertraut auf Gott!
Er erbarmt sich unsrer Noth." —

Lieschen fühlte Engelslust
In der unschuldsvollen Brust,
Eilte jetzt auf andern Wegen
Unserm müden Greis entgegen,
Sicher, unversehrt und bald,
Ihn zu führen aus dem Wald.

„Grüß Euch Gott, mein lieber Mann!"
Fing sie hold und freundlich an —
Sagte dann ganz unbefangen:
„Sicher seid Ihr irrgegangen! —
Ich zeig' Euch den Weg recht gern
Und er ist auch gar nicht fern.

„Gute Tochter," sprach der Mann,
Sag' mir treu und redlich an,
Hast du Niemand hier gesehen,
Durch die Buchenwaldung gehen,

Der, da ich verschmachtet hier,
Rettete das Leben mir?"

Lieschen sprach: Ihr tragt so schwer!
Gebt mir Eure Bürde her! —
So! — die Wahrheit zu gestehen,
Hab' ich Niemand hier gesehen.
Danket nur den lieben Gott,
Er hilft ja aus aller Noth."

Weiter sprach das Mädchen nicht.
Glühendroth war ihr Gesicht —
Und nun kam des Waldes Ende
Da drückt sie in seine Hände
All ihr Geld — ein Groschenstück,
Eilte schnell nach Haus zurück.

Wohl ist es schon himmlisch schön,
Armen Menschen beizusteh'n,
Aber edler noch und besser
Wahrhaft besser ist und größer,
Wer barmherzig sich erzeigt —
Und die gute That verschweigt.

95. Die Grille und der Schmetterling.

Es sass eine kleine Grille im Grase und sah einen niedlichen Schmetterling auf der Wiese von Blume zu Blume fliegen. Wie sehr beneidete sie den Schmetterling um seine

Schönheit und das herrliche Farbenspiel auf seinen Flügeln. Ach, seufzte sie, warum bin ich denn nicht so schön, als er, warum muss ich ihm in allen Stücken so weit nachstehen! — Ich bin hier unbekannt und verachtet.

Über die Wiese daher kam eben eine ganze Schaar von Kindern, Knaben und Mädchen. Heida, schrieen sie, als sie den Schmetterling kaum erblickt hatten, seht doch den schönen Schmetterling, den müssen wir haben!

Gleich ging's mit Hüten, Tüchern, Netzen und Händen hinter dem Schmetterlinge her, welcher auch endlich gefangen wurde, so sehr er zu entwischen sich bemühte. Ein Knabe brach ihm unvorsichtig den einen Flügel beim Zugreifen ab, und der andere drückte ihm das kleine Köpfchen ein.

Die Grille hatte Alles mit angesehen. Ach, sagte sie, wenn diese Pracht und dieser Schimmer so viel Qual erregen kann, wie gut ist es, dass ich unbekannt und im Verborgenen lebe! —

96. Der Fuchs und das Pferd.

Es hatte ein Bauer ein treues Pferd, das war alt geworden und konnte keine Dienste mehr thun, da wollt' ihm sein Herr nichts mehr zu fressen ge-

ben und sprach: „Brauchen kann ich dich freilich nicht mehr, indeß, zeigst du dich noch so stark, daß du mir einen Löwen hierher bringst, so will ich dich behalten, jetzt aber mach dich fort aus meinem Stall;“ und jagte es damit weit ins Feld. Das Pferd war traurig und ging nach dem Walde zu, dort ein wenig Schutz vor dem Wetter zu suchen, da begegnete ihm der Fuchs und sprach: „Was hängst du so den Kopf und gehst so einsam herum?“ — „Ach!“ sagte das Pferd, „Geiz und Treue wohnen nicht in einem Hause, mein Herr hat vergessen, was ich ihm alles in so vielen Jahren gethan habe, und weil ich nicht recht mehr ackern kann, will er mir kein Futter mehr geben und hat mich fortgejagt; er hat zwar gesagt, wenn ich so stark wäre, daß ich ihm einen Löwen brächte, wollt' er mich behalten, aber er weiß wohl, daß ich das nicht kann.“ Der Fuchs sprach: „Da will ich dir helfen, leg dich nur hin, streck dich aus und reg dich nicht, als wärst du todt.“ Das Pferd that, was der Fuchs verlangte, der Fuchs aber ging zum Löwen, der seine Höhle nicht weit davon hatte und sprach: „Da draußen liegt ein todtes Pferd, komm doch mit hinaus, da kannst du eine fette Mahlzeit halten.“ Der Löwe ging mit, wie sie bei dem Pferde standen, sprach der Fuchs: „Hier hast du's doch nicht nach deiner Gemächlichkeit, weißt du was? ich will's mit dem Schweif an

dich binden, da kannst du's in deine Höhle ziehen und in aller Ruhe verzehren." Dem Löwen gefiel der Rath und er stellte sich hin, damit ihm der Fuchs das Pferd anknüpfen könne, hielt auch fein still. Der Fuchs aber band mit des Pferdes Schweif dem Löwen die Beine zusammen, und drehte und schnürte alles so wohl und stark, daß es mit keiner Kraft zu zerreißen war. Als er nun sein Werk vollendet hatte, klopfte er dem Pferd auf die Schultern und sprach: „Zieh, Schimmel, zieh!" Da sprang das Pferd mit einmal auf, und zog den Löwen mit sich fort; der Löwe fing an zu brüllen, daß die Vögel in dem ganzen Wald vor Schrecken aufflogen, aber das Pferd ließ ihn brüllen, zog und schleppte ihn über das Feld vor seines Herrn Thür. Wie der Herr das sah, besann er sich eines Bessern und sprach zu dem Pferde: „Du sollst bei mir bleiben und es gut haben," und gab ihm satt zu fressen bis es starb.

Grimm.

97. Der arme Peter.

Der kleine Peter mußte bei fremden Leuten sein Brot suchen, denn er hatte Vater und Mutter verloren, und war eine arme Waise. Ein Hirte hatte ihn zu sich genommen, für den er die Schafe hüten mußte. Peter hatte ein treues und folgsames Gemüth, und daher that er alles willig und gern,

was sein Herr im befahl. Aber der Herr war immer mürrisch und finster, und hatte kein Vaterherz für den armen Knaben, ja er schalt und bestrafte ihn bisweilen sogar, auch wenn Peter nichts versehen hatte. Da weinte er oft stille Thränen über sein hartes Schicksal. Aber seine fromme Mutter hatte noch im Sterben zu ihm gesagt: Mein Sohn, vertraue stets auf den lieben Gott, der wird dich niemals verlassen; und wenn er daran dachte, so wurde er wieder ruhig, denn er glaubte fest, daß der liebe Gott sich seiner endlich erbarmen werde.

Eines Tages weidete Peter seine Heerde in der Nähe eines Waldes; er weinte aber und war sehr betrübt, und hob seine Hände gen Himmel und seufzte laut; denn sein Herr hatte ihn wieder ohne alle Ursach gemißhandelt. Da sprengte plötzlich ein glänzender Ritter aus dem Walde hervor. Peter erschrack. Er schaute dem Ritter nach und erblickte auf dem Wege, wo der Ritter jagte, etwas Glänzendes. Er eilte sogleich dort hin und fand eine Börse, reich mit Gold gefüllt. Der Ritter war aber schon verschwunden, und traurig stand Peter mit der Börse da, und dachte: Ach könnte ich sie doch dem Herrn wieder zustellen! Er besann sich einen Augenblick, dann kehrte er zu seiner Heerde zurück, trieb sie schnell nach Hause in den sichern Stall, und eilte nun fort, um den Ritter aufzusuchen. Über Berg und Thal lief er rastlos

fort, bis er nach einigen Stunden den Ritter in einem Dorfe antraf, wo derselbe seinem Pferde ein wenig Ruhe gönnte. Ganz außer Athem trat Peter zu ihm und sprach: „Lieber Herr, Sie haben Ihre Börse verloren, hier ist sie, ich habe sie gefunden." Der Ritter nahm die Börse, sah den Knaben an und wußte vor Verwunderung nicht, was er sagen sollte; denn solche Treue und Ehrlichkeit hatte er noch nicht gesehen. Peter aber war fröhlich in seinem Herzen, daß der Ritter seine Börse wieder hatte, und wollte nun schnell nach Hause eilen. Allein der Ritter hielt ihn fest, und sprach: So darfst du nicht fort, ehrlicher Knabe, ich habe dir ja noch keine Belohnung gegeben. Sage mir aber erst, wie du heißt, und wem du angehörst. — Ich heiße Peter und bin eine Waise, war die Antwort. Als aber der Ritter ihn weiter fragte, und hörte, wie sehr traurig es ihm ginge, sprach er: Du lieber Knabe, dein freundliches Gesicht und dein treues Gemüth gefallen mir; da du keine Eltern mehr hast, so will ich dein Vater sein! Möchtest du wohl mein Sohn werden? Dem armen Peter traten die Thränen in die Augen; er nahm des Ritters Hand, küßte sie und sprach mit leiser Stimme: Ach ja! wenn der Herr so gut sein wollte! Da hob ihn der Ritter auf sein Pferd und nahm ihn mit sich auf sein Schloß.

98. An

98. Der gute Reiche.

An einem Fluß, der rauschend schoß,
Ein armes Mädchen saß;
Aus ihren blauen Äuglein floß
Manch Thränchen in das Gras.
Sie wand aus Blümchen einen Straus
Und warf ihn in den Strom.
Ach, guter Vater! rief sie aus,
Ach, lieber Bruder! komm!

Ein reicher Herr gegangen kam,
Und sah des Mädchens Schmerz:
Sah ihre Thränen, ihren Gram,
Und dies brach ihm das Herz.
Was fehlet, liebes Mädchen! dir?
Was weinest du so früh?
Sag deiner Thränen Ursach mir;
Kann ich, so heb' ich sie.

Ach lieber Herr! sprach sie, und sah
Mit trübem Aug' ihn an,
Sie sehn ein armes Mädchen da,
Dem Gott nur helfen kann!
Denn seh'n Sie, jene Rasenbank
Ist meiner Mutter Grab,
Und ach, vor wenig Tagen sank
Mein Vater hier hinab!

Der wilde Strom riß ihn dahin,
Mein Bruder sah's, und sprang

Ihm nach — da faßt' der Strom auch ihn,
Und ach! auch er ertrank! —
Nun ich im Waisenhause bin,
Und wenn ich Rasttag hab',
Schlüpf' ich zu diesem Flusse hin,
Und weine mich recht ab.

„Sollst nicht mehr weinen, liebes Kind!
„Ich will dein Vater sein:
„Du hast ein Herz, das es verdient,
„Du bist so fromm und rein."

Er that's und nahm sie in sein Haus,
Der gute reiche Mann!
Zog ihr die Trauerkleider aus,
und zog ihr schönre an.
Sie aß an seinem Tisch und trank
Aus seinem Becher satt. —
Du guter Reicher! habe Dank
Für deine edle That!

L. Fr. Lossius.

99. Das dürftige Mahl.

Die Mutter einer zahlreichen Familie konnte aus Armuth an den größten Festtagen den Tisch nicht anders bereiten, als es jeden Tag in der Woche geschah'. Sie hatte zu einem großen Feste, wo alle Einwohner des Ortes ein großes Mahl bereitet hatten, auf ihr grobes Tischtuch eine Was=

sersuppe und einen Krug mit Wasser gefüllt, gesetzt, und hieß nun die Ihrigen sich setzen. Die ganze Familie sah betrübt auf den ärmlichen Tisch, daß sie auch heute nichts Besseres, als gewöhnlich haben und zu dem lieben Feste sich nicht mit freuen sollten.

Ach, ihr lieben Kinder! sagte die Mutter, ich habe auch schon getrauert, als die Suppe kochte und ich den Krug mit Wasser füllte. Aber als ich das that, da wurde ich wieder froh; denn der Herr Christus ließ seine Jünger auch die Krüge mit Wasser füllen auf der Hochzeit zu Kanaan, und machte Wein daraus. Seid getrost! Er wird auch auf unsere Speise und Trank seinen Segen legen! Nun fing sie an das Tischgebet zu sprechen. Alle sahen auf die Mutter, denn sie betete, wenn gleich das gewöhnliche Gebet, doch anders, wie sie es bisher gehört hatten. Sie schloß mit dem Vers:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
und segne, was du uns beschert hast! Amen!

Sie setzten sich nun und aßen und tranken. Das Mahl schmeckte anders als gewöhnlich, und das Wasser hatte einen lieblichen Geschmack, den sie noch nie daran gefunden hatten. Je länger sie aßen und tranken, desto froher und heiterer sie wurden, und es kam eine Freudigkeit unter die Tischgenossen, das es sie alle selbst Wunder nahm. Seht, sprach dann endlich die Mutter zu ihnen, daß

Christus unser Gast gewesen ist, und uns wunderbar erquickt hat? Da standen alle vom Tische auf, dankten ihm und beteten seinen Namen an.

Dennstedt.

100. Das köstbare Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Waldburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe.

Brigitte murrte und seufzte beständig, Waldburg aber lachte und scherzte nur.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, als ich."

Waldburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Last gelegt, und so fühle ich sie kaum: Mach es auch so!"

„Ei!" rief Brigitte, „das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch gern erleichtern. Sag mir doch einmal, wie es heißt!"

Waldburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld."

Denn

Leichter trägt da, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

101. Der Arme und der Reiche.

Vor alten Zeiten, als die Engel auf Erden unter den Menschen wandelten, trug es sich zu, daß einer eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, ehe er zur Herberge kommen konnte. Da standen aber auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, eins groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehn, und gehörte das eine einem reichen, das andere einem armen Manne. Der Engel dachte, dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, und klopfte bei ihm an die Thüre. Da machte der Reiche sein Fenster auf und fragte, was er wolle. — „Ein Nachtlager.“ — Der Reiche guckte ihn an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der Engel schlichte Kleider trug und nicht aussah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Saamen, und sollte ich Jedermann herbergen, der an meine Thüre klopfte, so müßte ich selber bald fortgehen; sucht euch anderswo ein Unterkommen;“ schlug damit sein Fenster zu und ließ den Engel stehen. Also kehrte ihm der den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hause und klopfte an. Kaum hatte er angeklopft, klinkte auch schon der Arme sein Thürchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten und bei ihm die

Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster, sagte er, und heute könnt ihr doch nicht weiter kommen.“ Da gefiel es dem Engel, und er trat ein; die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem machen und fürlieb nehmen, sie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Kartoffeln ans Feuer, und derweile sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein Bischen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der Engel zu ihnen und aß mit, und schmeckte ihm die schlechte Kost gut; denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hör', lieber Mann, wir wollen uns heute Nacht eine Streu dahin machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bette legen und ausruhen kann, er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ Von Herzen gern, sprach der Mann, ich will's ihm sagen, ging zu dem Engel und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bette legen und seine Glieder ordentlich ausruhen lassen. Der Engel wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen; aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich that und sich in ihr Bette legte; sie aber machten sich eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen vor Tag standen sie schon auf und kochten ihm ein Frühstück.

Als nun die Sonne durchs Fensterlein herein schien und der Engel aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Thüre stand, sprach er: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch Dreierlei! Das will ich euch erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen, als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund sind und unser nothdürftiges, tägliches Brot haben. Fürs Dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der Engel sprach: „Willst du nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann, ja, wenn das ginge, wär's ihm wohl lieb. Alsbald erfüllte der Engel ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein schönes neues, und verließ sie darauf.

Als es nun voller Tag war, und der Reiche aufstand und sich ins Fenster legte, sah er gegenüber ein schönes neues Haus stehen, statt der alten Hütte. Da machte er Augen, rief seine Frau und sprach: „Frau, sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern Abend stand dort eine elende Hütte, und nun ist's ein schönes, neues Haus. Lauf doch einmal hinüber und hör', wie das gekommen ist!“ Nun ging die Frau hin und fragte; der Arme aber erzählte ihr: „Gestern Abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute Morgen beim Abschiede hat er uns drei Wünsche

gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das nothdürftige tägliche Brot, und statt unserer alten Hütte ein schönes, neues Haus." Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie wieder fort uud erzählte es ihrem Manne; der sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen; hätt' ich das gewußt, der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen."

„Eil' doch," sprach die Frau, „und setz' dich auf dein Pferd! Der Mann ist noch nicht weit, du mußt ihn einholen, und dir auch drei Wünsche gewähren lassen."

Da setzte sich der Reiche auf, holte den Engel ein, redete fein und lieblich zu ihm, und sprach: „Er möcht's nicht übel nehmen, daß er ihn nicht gleich eingelassen, er hätte den Schlüssel zur Hausthüre gesucht, derweile wäre er weggegangen; wenn er zurück käme, müßte er bei ihm einkehren." Ja, sprach der Engel, wenn ich einmal zurückkomme, will ich das thun. Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche thun dürfte, wie sein Nachbar. „Ja," sagte der Engel, „das dürfe er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und sollte sich lieber nichts wünschen." Der Reiche aber meinte, er wollte sich schon etwas Gutes aussuchen, wenn er nur gewiß erfüllt würde. Da sprach der Engel: „Reite nur heim, drei Wünsche, die du thust, die sollen erfüllt werden."

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts, und besann sich, was er sich wünschen sollte. Wie er so nachdachte, und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so, daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Da ward er über das Pferd ärgerlich und sprach in Ungeduld: Ei, so wollte ich, daß du den Hals zerbrichst! Und wie er das Wort ausgesprochen, plumps, fiel er auf die Erde und lag das Pferd todt und regte sich nicht mehr, und war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stiche lassen, schnitt es ab, hing es auf den Rücken und mußte nun zu Fuß nach Hause gehen. Doch tröstete er sich, daß ihm noch zwei Wünsche übrig wären. Wie er nun dahin ging durch den Sand, und als zu Mittag die Sonne heiß brannte, ward es ihm so warm und verdrießlich zu Muth, der Sattel drückte ihn dazu auf dem Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. Wenn er meinte, er hätte etwas, doch schien es ihm hernach viel zu wenig und gering. Da kam es ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut habe, die sitze daheim in einer kühlen Stube und lasse sich's wohlschmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ich wollt'" die säß daheim auf dem Sattel und

und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da auf dem Rücken schleppe." Und wie die Worte zu Ende waren, da war der Sattel von seinem Rükken fort, und merkte er, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen, und wollte sich daheim ganz einsam hinsetzen und auf was Großes für den letzten Wunsch nachdenken.

Wie er aber ankam und seine Stubenthür aufmachte, saß da seine Frau mitten drin auf dem Sattel und konnte nicht herunter, jammerte und schrie. Da sprach er: „Gieb dich zufrieden, ich will dir alle Reichthümer der Welt herbei wünschen, nur bleib' da sitzen" Sie sagte aber: „Was helfen mir alle Reichthümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze, du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunter helfen." Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch thun, daß sie vom Sattel los wäre und herunter steigen könnte, und der ward auch erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und ein verlornes Pferd. Die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

102. Sei nicht abergläubisch.

In einem Dorfe wohnte ein rechtschaffener und verständiger Prediger, welcher seine

grösste Freude an der Erziehnng seiner Kinder fand. Er hatte oft gesehen, wie viel Unheil die thörichte Furcht vor Gespenstern unter den Menschen anrichtet, und daher liess er es sich bei der Erziehung seiner Kinder angelegen sein, sie vor dieser Furcht zu bewahren. Sie mussten schon in der ersten Kindheit, des Abends eine Zeit lang im Finstern bleiben, mussten gewöhnlich ohne Licht zu Bette gehen, und zuweilen im Finstern aus abgelenen Gegenden des Hauses, wo sie genau Bescheid wussten, etwas holen. Oft erzählte der Prediger Gespenstergeschichten, und zeigte dann immer, dass Betrug böser Menschen dabei im Spiele gewesen wäre. Eines Abends, als er auch solche Geschichten erzählt hatte, sagte er zu seiner zwölfjährigen Tochter, Marie: Würdest du dich wohl scheuen, ohne Licht auf den obersten Boden zu gehen, und die Garnwinde da herunter zu holen? Nein, gewiss nicht, antwortete Marie. — Nun, wir wollen sehen! Jetzt geh' einmal und hole sie; aber geh' bedächtig und nimm dir Zeit.

Marie ging, ohne sich zu bedenken, und fand auch bald, was sie holen sollte. So lange war ihr nicht die geringste Furcht angekommon. Aber, indem sie die ersten Stu-

fen der Treppe hinunter gehen wollte, hörte sie etwas rasselnd hinter sich her kommen. Jetzt fing sie an furchtsam zu werden; doch hatte sie noch Muth genug, sich umzusehen. Aber freilich erblickte sie in der Finsterniss nichts, und indem sie nun weiter ging, hörte sie das rasselnde Ding wieder dicht hinter sich. Sie raffte allen ihren Muth zusammen, und rief: Wer da? bekam aber keine Antwort. Es war ein Glück, dass sie noch so viel Muth behielt, denn sonst wäre sie gewiss die Treppe hinunter gestürzt, und hätte dann vielleicht Arm und Bein zerbrochen. Indessen, als sie nun auf die zweite Treppe kam, und das rasselnde Ding nicht aufhörte, sie zu verfolgen, schrie sie vor Angst: Licht! Licht! und kam endlich, ganz ausser Athem, doch mit der Garnwinde in der Hand, in der Wohnstube an. Sie erzählte nun zitternd, was ihr begegnet war, und kaum hatte man angefangen, die Sache zu untersuchen, so entdeckte man schon mit Lachen das rasselnde Gespenst. Es war nichts anders, als eine getrocknete Bohnenranke, mit einigen Schalen voll klappernder Bohnen, welche der guten Marie an der Rockkante hangen geblieben waren; denn als sie sich diese wieder anhing, und damit fortging, war gleich das Rasseln wieder da.

Was hat nicht schon die Furcht erdacht,
Seit vielen hundert Jahren!
Jetzt wird gespottet und gelacht,
Weil man es nun erfahren,
Dass Narrethei und Gaukelspiel
Betrog die Leute oft und viel.

Hans Taps sieht einst des Nachts hinaus
Aus seinem dunklen Fenster,
Und sieht und hört voll Angst und Graus
Leibhaftige Gespenster!
Hans Taps, sieh erst das Ding recht an,
Es hustet nur ein alter Mann.

Frau Trude ging beim Mondenschein,
Und sah was Helles schimmern:
Das mussten gleich Gespenster sein;
Schon fing sie an zu wimmern.
Doch ging sie noch zehn Schritte kaum
So war's ein fauler Eichenbaum.

Gevatter Jürgen ist so dumm,
Glaubt alles ohne Zweifel;
Was grad ist hält er wohl für krumm,
Sieht allenthalben Teufel,
Kaum flattert eine Fledermaus,
So geht er nicht zur Thür hinaus.

Du armer Jürgen dauerst mich!
Betracht' es nur genauer,

So wirst du, glaub' mir, sicherlich
Mit jedem Tage schlauer.
Was dich erschrickt, ist blosser Schein,
Drum musst du nicht mehr furchtsam sein.

Auch Velten ist ein armer Tropf;
Er legt sich auf den Rücken,
Nun steigt das Blut nach Herz und Kopf,
Die vollen Adern drücken:
Er träumt dazu, und glaubt, der Alp
Läg' auf ihm wie ein schweres Kalb.

Gottlob, dahin ist nun die Zeit
Der Albernheit und Lügen:
Drum ist auch Christoph recht gescheit,
Und lässt sich nicht betrügen.
Denn er vertraut dem lieben Gott,
Und macht die Hexerei zu Spott.

Ihr Leute nehmt doch den Verstand
Bei allen euren Sachen,
Nehmt Sinn und Klugheit stets zur Hand,
So werdet ihr belachen,
Was hier und da ein Narr erdacht,
Den nun der Schaden klüger macht.

Wilmsens Kinderfreund.

103. Die Phirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsichen mit, die schönsten, die man sehen konnte.

Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den röthlichen Backen und zartem Flaum. Darauf vertheilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter. Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt? Herrlich, lieber Vater, sagte der Älteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehn.

Brav! sagte der Vater, das heißt, haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt! —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, rief der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß.

Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du, Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen. Da hab' ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen. —

Nun, sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drei: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thrän' im Auge.

Krummacher.

104. Die gutartigen Prinzessinnen, oder Das Turteltäubchen.

Kanzade, die Königin von Kaschmire, sprach zu ihren zwei Töchtern, von denen die älteste nicht über neun Jahre alt war: "Liebe Kinder, eure Tante, die Königin von Tibet, hat eine

eine Turteltaube, die allemal weint, wenn sie die Tugend oder die Wohlanständigkeit von Jemand verletzen sieht. Ich will sie um diesen sonderbaren Vogel bitten, vielleicht kann er bei eurer Erziehung nützlich sein. O Königin, antwortete die älteste Prinzessin, ich brauche keinen Vogel, der mich durch seine Thränen an meine Fehler erinnert; wenn ich so unglücklich bin, etwas zu versehen, so giebt mir mein eigenes Herz Verweise darüber, und ich weine selbst. "Das schadet nicht, Mama," sagte die jüngste, „lass nur das kleine liebe Turteltäubchen bringen, das bei der Tante vielleicht weinen muss, und schenke es mir. Jch will so artig sein, so artig! dass es statt zu weinen, immer umherhüpfen und lachen soll."

Aus den Palmblättern.

105. Geschichte von den Alpenhirten.

In dem Schweizerlande giebt es ein hohes Gebirge, die Alpen genannt, dessen Spitze ragt weit über die Wolken hinaus, und ist mit ewigem Schnee und Eise bedeckt. Aber die Mitte des Gebirges ist reich an herrlichen, kräuterreichen Weiden, und rings umher wohnen Hirten. Die Kinder wachsen unter den Heerden auf, und lernen früh, sie klüglich regieren. —

So waren auch zwei Knaben, Lienhard und Wälty, Nachbars Kinder, deren Ältern wohneten am Fuße des Gebirges, und hatten jeglicher eine kleine Heerde. Auch war noch ein anderer Knabe, Namens Hannely, der wohnte ein wenig ferner; der pflegte auch mit ihnen zu weiden auf dem Gebirge.

So zogen sie denn hinauf im Frühling und Sommer, Sonntags und Werkeltags auf die hohe Alp. Denn die Eltern besorgten die häuslichen Dinge, oder sie vermochten nicht, die Höhen zu ersteigen, wo die besten Kräuter wachsen.

Eines Morgens, als der Tag dämmerte, zogen Lienhard und Wälty wieder hinaus auf die Alp. Sie harreten ein Weilchen unten auf der Matte, ob Hannely kommen würde; aber er kam nicht. Da sprachen die Knaben: Er wird wohl kommen! er weiß ja den Weg, wo er uns findet. Aber es ist Schade, daß er nicht bei uns ist, sagte Lienhard; denn es ist Sonntag, und wir müssen den zusammen feiern, wie sonst. Aber ich habe auch noch etwas Besonderes vor. Da fragte Wälty: Was ist denn das? Und Lienhard antwortete: Siehe, wir wollen uns ein Kirchlein bauen! — Da sprach Wälty: Wie mögen wir Knaben ein Kirchlein bauen? hätten wir auch Steine und Werkzeuge, so fehlet uns doch die Kraft und die Kunst dazu. Auch ist es ja Sonntag, da darf man nicht arbeiten! Ein frommes Werk darf man wohl thun! antwor-

tete Lienhard. Und es soll kein Kirchlein von Stein und Holz werden, sondern wir bauen eines von Zweigen. Siehe, drüben liegen noch Pfähle von einer verfallenen Sennhütte, die dienen uns zu Pfeilern.

Darauf machten sich die Knaben an die Arbeit, und sprachen: Wie wird sich Hannely wundern, wenn er das Kirchlein siehet! — Nun arbeiteten sie mit frischem Muth und bald hatten sie das Hüttchen vollendet. Es stand auf einer hohen Alp in einem lieblichen Thal, das nur gegen Morgen sich eröffnete in eine unermeßliche Aussicht; an der andern Seite strebten die Berge empor bis weit über die Wolken, und von oben glänzten die weißen Eismassen, jetzt erglühend im Strahl der Morgensonne. Darauf pflückten die Knaben die herrlichsten Blumen des Alpgebirges, die goldfarbige und blaue Enziane, Aurikeln und Ranunkeln und andere, flochten daraus Kränze und Gewinde, und schmückten damit die Seiten ihres Tempelchens. Auch bauten sie einen Altar von Rasen und bekränzten ihn mit den schönsten Blumen. — Darauf warteten sie, ob Hannely käme. Aber er kam nicht. Nun schaueten sie von der Höhe hernieder, ob sie nicht seine Heerde von ferne sähen; aber sie sahen keine Heerde und keinen Hirten. — Endlich hörten sie von fern aus dem Dörflein das Sonntagsglöckchen läuten.

Da sagte Lienhard: Komm, Wälty, jetzt ist's auch unsre Zeit, ins Kirchlein zu gehn. Nun trieben sie die Heerde in das Thal nahe bei dem Hüttchen, und sagten zu den Schafen und Ziegen: Graset nur fein, und seid stille! wir müssen ins Kirchlein gehen!

Als sie nun herein traten, nahmen sie ihre Käppchen ab und setzten sich auf ein Bänklein, und saßen ganz still und andächtig ein Weilchen, und es wurde ihnen eigen und heimlich. Denn das Morgenlüftchen spielte in die Blätter des Kirchleins, also, daß es leise säuselte; dazu tönete das Glöckchen aus der Ferne. Die Knaben aber beteten heimlich in ihren Herzen.

Darauf flüsterte Wälty zum Lienhard: Könnten wir auch ein Liedlein singen. Da sagte Lienhard: Wir wollen das Alpliedlein singen! das ist gut dazu. Da sangen die Knaben

Das Alpenlied.

Auf hoher Alp
Wohnt auch der liebe Gott,
Er färbt den Morgen roth,
Die Blümlein, weiß und blau,
Und labet sie mit Thau.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Von kräuterreichen Höhn
Die Lüftlein lieblich wehn,
Gewürzig, frei und rein.
Mags auch sein Odem sein?
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Erquickt sein milder Strahl
Das stille Weidethal;
Des hohen Glätschers Eis
Glänzt wie ein Blüthenreis.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Des Geißbachs Silber blinkt;
Die kühne Gemse trinkt
An jäher Felsen Rand
Aus seiner hohlen Hand.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
In Schaaren weiß und schön
Die Schaf' und Zieglein gehn
Und finden's Mahl bereit,
Daß sich ihr Herze freut.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Auf hoher Alp
Der Hirt sein Heerdlein schaut;

Sein Herze Gott vertraut;
Der Geiß und Lamm ernährt
Ihm auch wohl gern bescheert.
Auf hoher Alp ein lieber Vater wohnt.

Als sie das Alpliedlein ausgesungen hatten, nahmen sie Blumen und streuten sie auf den Altar, als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit. Darauf kehrten sie zu ihren Heerden zurück, die am Abhang ruhig weideten. Als sie nun in das Thal herunter sahen, erblickten sie ganz unten eine kleine Heerde. Da riefen sie: Das ist Hannely's Heerde! Wir wollen hinunter, und ihn holen, daß er nicht allein weide, und damit er unser Kirchlein schaue.

Als sie nun unten kamen, sahen sie, daß nicht Hannely, sondern dessen Vater die Heerde weidete, und sie wunderten sich, und fragten: Wo ist Hannely? Da sprach der Vater: Er lieget im Bett und ist krank. Darum weid' ich die Schafe; aber ich darf nicht ferne gehen von der Heimath, denn die Mutter ist betrübt.

Da sprachen die Knaben einmüthig: Wir wollen die Schafe hüten, als ob es unsere eigenen wären, bis Hannely wieder wohl ist. —

Also übernahmen sie die Heerde, und der Vater kehrte froh zur Heimath. Die Knaben aber gedachten nun, daß Hannely so gern Erdbeeren äße, und nun gingen sie und sammelten die würzigsten und reifsten, die auf der Alp wuchsen, nnd flochten

ein Körblein aus Halmen, das fülleten sie bis oben an. Und als sie nun am Abend von der Alp kamen und die Heerden heim geleiteten, gingen sie beide zu Hannely und brachten ihm das Körblein mit Erdbeeren, und ein Blumenkränzlein lag darüber. Da freuete sich der kranke Hannely über die Maßen und genaß in kurzer Zeit.

Lienhard aber und Wälty sagten: „Wir haben einen schönen Sonntag gefeiert!" —

Krummacher.

106. Leben und Tod.

Dorchen war ein frommes, liebevolles Mädchen. Alle, die sie kannten, liebten sie, vor allen ihr Bruder Edmund, ein kleiner Knabe, und sie war ihm nicht minder zugethan von Herzen. Plötzlich wurde Dorchen krank, und Edmund war sehr bekümmert um ihrer Schmerzen willen. Denn es kam nicht in sein Herz, dass sie sterben könnte, und er hatte niemals einen Todten gesehen, und wusste noch nicht, was Tod und Sterben sei.

Als nun Dorchen voll Schmerz auf dem Bettchen lag, gedachte Edmund, was sie erfreuen möge, und ging auf das Feld, Blumen zu suchen. Denn er wusste, sie liebte die Blumen.

Aber während er hinausging, war Dorchen gestorben, und man hatte ihr ein weisses Sterbekleid angelegt.

Da trat Edmund in das Kämmerlein, wo sie lag. Und er zeigte von fern die Blumen; aber das Mägdlein sah sie nicht an. Da rief er: Siehe, Dorchen, was ich dir bringe! Aber sie hört es nicht. Nun trat Edmund näher und sah das Mägdlein an und sprach: Sie schläft! Ich will ihr die Blumen auf die Brust legen, damit sie sich freue, wenn sie erwacht. Dann wird sie sagen: Das hat Edmund gethan!

Also that er auch leise und lächelte. Darauf ging er zur Mutter und sprach: Ich habe Dorchen Blumen gepflückt, solche, die sie am meisten liebet vor allen. Aber sie schläft. Da hab' ich die Blumen auf ihre Brust gelegt, damit sie sich freuet, wenn sie erwachet. —

Die Mutter aber weinete und sprach: Ja, sie schläft wohl, aber sie erwacht nicht wieder.

Da sagte Edmund: Wenn sie schläft, wie sollte sie denn nicht erwachen?

So sprach der Knabe. Aber die Mutter konnte ihm nicht antworten. Denn sie verhüllete ihr Haupt, und verbarg ihre Thränen.

Der Knabe aber verwunderte sich dess und sprach: Mutter, was weinest du?

Krummacher.

Fünfte
Abtheilung.

107. Abendlied.

Vollendet ist des Tages Lauf;
Es sinkt die stille Nacht hernieder,
Die Sterne gehn am Himmel auf,
Und sanfte Ruh stärkt unsre Glieder.

O du, der alles Gute schafft,
Hab' Dank für deiner Liebe Walten!
Du gabst zur Arbeit Lust und Kraft,
Hast uns beschirmet und erhalten.

Sei auch mit uns in dieser Nacht:
Dann schlummern wir in stillem Frieden,
Ob Alles schläft — Dein Auge wacht,
Und deine Hand bedeckt die Müden.

Und weckt am Morgen uns dein Licht,
Gehn wir gestärkt zum Tagewerke,
Vollbringen freudig unsre Pflicht;
Denn du bist unsre Hülf und Stärke.

Aus dem belehrenden Taschenbuche für Kinder.

108. Nutzen der Schule.

O wie ists so schön
In die Schule gehn,
Und was lernen drin!
Jeder Augenblick
Mehret da mein Glück,
Schwebet nützlich hin.

Früher schwingt mein Herz
Sich hier himmelwärts,
Wenn es Weisheit lernt.
Gute lieben mich,
Wenn vom Bösen sich
Mein Gemüth entfernt.

Meiner Seele Trieb
Hat dann Tugend lieb,
Und wird fromm und gut.
O drum ist es schön
In die Schule gehn;
Man wird fromm und gut.

Splittegarb Lesebuch.

109. Das A, B, C.

Rathe, was ich habe vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen ins Land gekommen,
Zumalen schön und säuberlich;
Doch keiner einem andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wort sprechen.
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut'!
Der erst' erstaunt, reisst Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,

Der dritte wie ein Mäuslein pfiff,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünft' gar wie ein Uhu thut;
Das waren ihre Künste gut,
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Aus des Knaben Wunderhorn.

110. Der Wachsthum der Blume.

Kinder! kommt, ich will euch zeigen, wie die Blume wächst und blüht! Kommt ins Freie, wo das Auge wunderschöne Dinge sieht. Samenkörnlein fällt zur Erde, und mit Staub bedeckt's der Wind; ruhig schläft es dann da unten wie das wohlverwahrte Kind. Manchmal möcht's auch gerne trinken in dem trocknen Erdenschooß: Gott schickt Wasser ihm vom Himmel, Körnlein trinkt und bald wird's groß. Dehnt und streckt sich bald nach oben, bald nach unten weiter aus; oben will ein Stielchen werden, unten Würzelchen gar kraus. Also wächst es langsam weiter im verborgnen Kämmerlein, daß sich's fest hervor kann wagen an die Luft im Sonnenschein.

Ungeduldig wird es nimmer in der stillen Einsamkeit; wie ein gutes Kind erwartet auch das Pflänzchen seine Zeit. Endlich kommts herauf. Wie freut sich's auf der schönen Frühlingsau'! Wäscht

geschwind sich ab die Erde rein mit kühlem Morgenthau.

Und nicht lang', so könnt ihr sehen ihm ins frische Äugelein; und ihr freuet euch und rufet: O das Blümchen zart und fein! So die Blumen, so die Kinder, wenn sie gut geworden sind, da hört man von Jedem sagen: O das wohlgerathne Kind.

Lieth.

111. Beim Aussäen der Blumen.

Es wird gesäet in Unehre, und wird auferstehen in Herrlichkeit. (1. Kor. 15, 43.)

Sink', o Körnlein, denn hinab,
Sink' ins stille, kühle Grab,
In das Beet von Erde!
Erde streu' ich auf dich her,
Bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
Von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich da thu',
Hättest Sprache du dazu,
Ach, du sprächst mit Weinen:
Nie seh' ich den Himmel mehr,
Nie den Garten um mich her,
Nie die Sonn' mehr scheinen.

Aber, Körnlein, habe Muth!
Sieh, du liegst ja sanft und gut,
Hast bald ausgeschlafen!

Blickst dann aus der Erd' hervor,
Blühst als eine Blum' empor,
Bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab,
So wie du, ins kühle Grab,
Mich auch deckt die Erde;
Aber herrlicher noch ruft
Aus der stillen, düstern Gruft
Mich des Schöpfers: Werde!

Aus Hänels
freundlichen Stimmen an Kinderherzen.

112. Lob Gottes im Frühlinge.

Brüder, geht aufs Feld und seht
Gottes Macht und Majestät!
Er, der Schöpfer der Natur,
Schmücket Gärten, Wald und Flur.

Statt des Winters Eis und Schnee
Siehet man jetzt jungen Klee;
Frühlingsblumen ohne Zahl
Blühn auf Bergen und im Thal.

Welch ein mannichfaltig Grün
Kleidet Wiesen! Bäume blühn;
Welch ein angenehmer Duft
Füllt die warme Frühlingsluft!

Saaten, sonst vom Schnee bedeckt,
Sind vom Winterschlaf erweckt.
Gott ist mächtig! Gott ist groß!
Sagt uns Pflanze Gras und Moos.

Fische spielen in dem See,
Vögel zwitschern in der Höh;
Zahmes Vieh und flücht'ges Wild —
Alles ist mit Freud erfüllt.

Pflüger pflügen nun, mit Schweiß
Vor der Stirn, das Feld; ihr Fleiß
Und Dein Segen, guter Gott,
Giebt uns Körner, Mehl und Brot.

Alles, Schöpfer, kommt von Dir!
Neue Freuden giebst Du mir;
Mir auch ist Dein Frühling schön,
Ich auch will Dich froh erhöhn.

Früh, noch eh' die Sonne glüht,
Weih' ich Dir mein frohes Lied.
In der Schule, auf dem Feld
Denk' ich Deiner, Herr der Welt!

Meines Lebens Frühling ist
Jetzt, und ach, wie bald verfließt
Dieser Frühling; ließ ich ihn
Doch nicht ungenützt entfliehn!

Wie mit neuer größrer Pracht
Jetzund die Natur erwacht;
So erwacht, wenn Du erscheinst,
Heiland! auch mein Leib dereinst.

Aus Hänels
freundlichen Stimmen an Kinderherzen.

113. Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Der Himmel ist blau
Und blumig die Au';
Der Lenz ist erschienen!
Er spiegelt sich hell
Am lustigen Quell
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Das Vögelchen springt
Durch Blätter und singt:
Der Lenz ist erschienen!
Ihm säuselt der West
Um's heimliche Nest
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Aus blühendem Wald
Der Linden erhallt
Das Summen der Bienen.

Flink tragen sie heim
Den würzigen Seim
Im Grünen.

Willkommen im Grünen!
Es blöket im Thal
Das Lämmchen, vom Strahl
Der Sonne beschienen;
Das fleckige Reh
Durchhüpfet den Klee
Im Grünen.

Voss.

114. Sommerlust.

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Felder Zier
Und siehe, wie sie mir nnd dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Die Lerche singt, die Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Haide.

Die Bäche rauschen in dem Sand,
Und Fischlein spielen an dem Rand

Gott weiß sie zu bewirthen;
Die Wiesen grünen frisch und frei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

Ich selber kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn Alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön —
Und läßt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden;
Was will doch wohl nach dieser Zeit,
Dort in der reichen Ewigkeit,
In Deinem Himmel werden!

P. Gerhard.

115. Mitleid im Winter.

In meinem Stübchen ist's bequem, ist's lieblich, hübsch und angenehm, doch manche Mutter, Gott erbarm! nimmt's Kindlein nackend auf den Arm. Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrei'n und wickelt's in die Schürze ein. Sie hat kein Holz, sie hat kein Brot, und klagt dem lieben Gott die Noth. Friert's noch so stark, das Mutterherz thaut doch die Thränen auf im Schmerz'. Der

Winter ist ein rauher Mann: Wer nimmt sich doch der Armen an? Geh' hin, und bring' der armen Seel' ein weißes Hemd, ein Säckchen Mehl, ein Bündchen Holz, und sag' ihr dann, daß sie auch zu uns kommen kann um Brot zu holen immer frisch, und dann deck' auch für uns den Tisch.

Nach Hebel.

116. Die vier Jahrszeiten.

Ach, wenn's doch immer Winter bliebe, sagte Ernst, als er einen Mann von Schnee gemacht hatte, und im Schlitten gefahren war.

Sein Vater sagte, er möchte diesen Wunsch in seine Schreibtafel schreiben; und er that's. — Der Winter verging; es kam der Frühling. — Ernst stand mit seinem Vater bei einem Blumenbeete, auf welchem Hyacinthen, Aurikeln und Narcissen blüheten, und war vor Freuden ganz außer sich.

Das ist eine Freude des Frühlings, sagte sein Vater, und wird wieder vergehen.

Ach, antwortete Ernst, wenn's doch immer Frühling wäre. — Schreib' diesen Wunsch in meine Schreibtafel, sagte sein Vater; und er that's. — Der Frühling verging; es kam der Sommer.

Ernst ging mit seinen Eltern und einigen Gespielen an einem warmen Sommertage nach dem nächsten Dorfe, und sie blieben daselbst den ganzen

Tag. Rund um sich her sahen sie grüne Saaten, und Wiesen mit tausendfältigen Blumen geziert, und Auen, auf welchen junge Lämmer tanzten und muthwillige Füllen ihre Sprünge machten. Sie aßen Kirschen und anderes Sommerobst, und sie ließen sich's den ganzen Tag recht wohl sein.

Nicht wahr, fragte der Vater beim Zurückgehen, der Sommer hat doch auch seine Freuden?

O, antwortete Ernst, ich wollte, daß es immer Sommer wäre! — Er mußte auch dieses in die Schreibtafel seines Vaters schreiben.

Endlich kam der Herbst. Die ganze Familie brachte einige Tage im Weinberge zu. Es war nicht mehr so heiß, als im Sommer, aber die Luft war sanft und der Himmel heiter. Die Weinstöcke waren mit reifen Trauben behangen, und die Zweige der Bäume von reifen Früchten niedergebeugt. Das war erst ein Fest für unsern Ernst, der nichts lieber als Obst aß. Die schöne Zeit, sagte sein Vater, wird bald vorüber sein; der Winter ist schon vor der Thüre, um den Herbst zu vertreiben.

Ach, sagte Ernst, ich wollte, daß er ewig bliebe, und daß es immer Herbst wäre! — Wolltest du das wirklich? sagte sein Vater. Wirklich war seine Antwort. — Aber, fuhr sein Vater fort, indem er die Schreibtafel aus der Tasche zog, sieh doch einmal, was hier geschrieben steht; lies doch!

„Ich wollte, daß es immer Winter wäre.“ Und nun lies einmal hier auf dieser Seite; was steht denn da?

„Ich wollte, daß es immer Frühling wäre.“ Und was auf dieser Seite hier?

„Ich wollte, daß es immer Sommer wäre.“ Kennst du, fuhr er fort, die Hand, die dieses geschrieben hat?

Das habe ich geschrieben, antwortete Ernst.

Und was wünschest du jetzt eben?

„Ich wünschte, daß es immer Herbst sein möchte.“

Das ist doch sonderbar genug, sagte der Vater. Im Winter wünschest du, daß es Winter, im Frühling, daß es Frühling, im Sommer, daß es Sommer, und im Herbste, daß es Herst sein möchte. Denk einmal nach, was folgt wohl daraus?

Daß alle Jahreszeiten gut sind.

Ja, daß sie alle reich an Freuden, reich an mannichfaltigen Gaben sind, und daß der liebe, große Gott viel besser, als wir armen Menschen, sich auf das Weltmachen verstehen muß.

Hätt' es vorigen Winter von dir abgehangen, so würden wir keinen Frühling, keinen Sommer, keinen Herbst gehabt haben. Du hättest die Erde mit ewigem Schnee bedeckt, um nur Schlitten fahren und immer Schneemänner machen zu können. Und wie viele andere Freuden hätten wir dann entbehren müssen! Wohl uns, daß es nicht auf uns

ankommt, wie es in der Welt sein soll; wie bald würden wir sie verschlimmern, wenn wir könnten!

Campe.

117. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg hinab.

Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter werth
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah' er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

„O Meister, lieber Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein!

Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!"

Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Ambos in den Grund.

Er schlug, daß weit der Wald erklang,
Und alles Eisen in Stücken sprang.

Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert so breit so lang.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter werth.

Nun schlag ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld.“

Uhland.

118. Die Schlange und der Aal.

Betrachte mich einmal!
Sprach eine Schlange zu dem Aal,
Bin ich nicht wunderschön?
Hat Jemand eine Haut so schön gemacht gesehn?
Zwar dein' ist glatt; doch mein' ist glatt und schön.
So? fragt der Aal, bin ich nicht schön, wie du?
Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu,
Frau Nachbarin,
Dass ich so wohl gelitten bin,
Da Jedermann vor deiner Schönheit graut,
Und wenn er deine bunte Haut
Im Grase sieht
Erschrickt und flieht?
Die wunderschöne Schlange spricht:

Man flieht? Warum? das weiss ich nicht.
Ich aber weiss es, sagt der Aal,
Auch wissen es die Menschen alle:
Auswendig gleissest du,
Inwendig bist du Gift und Galle.

Gleim.

119. Die zwei Schnecken.

Zwei Schnecken kamen einst in Streit. Warum? das läßt sich Niemand träumen; denkt! um den Preis der Schnelligkeit! So wahr ist es, daß Stolz und Neid auch in den trägsten Seelen keimen. Zum Kampfgericht erwählte man drei biedre Frösche; diese steckten den Kampfplatz ab, und als sie quakten, so hub das Schneckenpaar den Wettlauf an. Es hatte sich auf seiner Bahn schon lange mühsam fortgewunden und dennoch in zwei langen Stunden zwei Spannen kaum zurückgelegt. Die Richter saßen unbewegt und gähnten, matt vom langen Harren. „Nein, das ist nicht mehr auszustehn," erscholl der Richterspruch: „Ihr Narren! lernt, eh' ihr laufen wollt, erst gehn."

120. Das Johanniswürmchen.

Ein Johanniswürmchen sass,
Seines Demantscheins
Unbewusst im weichen Gras
Eines Eichenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte her, und schoss
All ihr Gift nach ihm.

Ach! was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
"Ei, fuhr ihn das Unthier an,
„Warum glänzest du?"

Pfeffel.

121. Das Feuerwürmchen.

Da spielt ein Würmchen um mich her
Und strahlt, als ob's ein König wär';
Von Gold und Sternchen glänzt die Brust,
Von Halm zu Halm hüpft es mit Lust;
Wie schön ist es, wie schön!

Wie groß, wie gütig muß er sein,
Der, Würmchen, dich erschuf, so klein,
Und schmückte mit so vieler Pracht,
Und der dich jetzt so fröhlich macht,
Der Gott, den wir nicht sehn!

Gleim.

122. Die zwei Sperlinge.

In einem trocknen Mißjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe. — „Sammle noch ein-

mal deine Kräfte, lieber Bruder," sprach der Schwächste von ihnen, „fleuch umher und sieh, ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckest! Ich flöge gern mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe auch mir etwas davon! Aber nur bald! denn sonst hat der Hunger mich umgebracht. — Der stärkere versprach es, und flog aus. Das Glück war ihm günstig. Er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. — „O," rief er, „geborgen ist nun mein Freund und ich!" — Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortrefflich, und stillte seinen Hunger bis zum Übermaß. Eine Stunde verfließt; die Sonne senkte sich zum Untergange. Er will jetzt, mit einigen Kirschen beladen, zu seinem Freunde fliegen. — Doch nein! nein! denkt er wieder: noch bin ich selbst zu matt: noch will ich diese Kirsche verzehren, und dann jene! — So fährt er fort; so flattert er von Ast zu Ast, bis die Dunkelheit ihn überrascht und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder, und eilt nun wirklich zu seinem verlaß'nen Bruder. Er findet ihn — auf den Rücken liegend und todt.

Nichts sei dir heiliger, als die Erfüllung eines Versprechens, zumal wenn es dem Nothleidenden gegeben ist. Der Edle vergißt im eignen Glück das Unglück seiner Brüder nicht.

Meißner.

123. Die Nachtigall und die Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Hause lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „Ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und möchte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sei doch so gut und leihe mir deins dazu! Ich bringe dirs morgen wieder.“ Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Hause gekommen war, gefiehl es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopf trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Auge nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal,

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst du's nimmermehr finden!“

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Busche eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinauf zu kriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

124. Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brot,
Und schnitt davon ein Stücklein ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bei ihm stand; und: Gott, ach Gott!
Seufzt' er dabei. — Beweglich bot
Das kleine Kind das Stücklein Brot
Dem Vater wieder: Nehmt es doch,
Ich bitt' Euch, Vater! ich will noch
Wohl warten; aber weint nur nicht! —
Der Vater wendet sein Gesicht,
Und sagt: Ich schneide noch ein Stück;
Behalt' es, Kind! — Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab.
Doch wie erschrickt er! plötzlich fällt
Ein Haufen blankes Silbergeld
Aus seinem Brot. Ach! was ist das?
Spricht er erschrocken: Söhnchen, laß
Die Thaler liegen; ich will gehn,
Der Bäcker soll sie liegen sehn;
Denn der, vermuthlich, hat das Geld,
Das aus dem lieben Brote fällt,
Hineingebacken; der muß es
Auch wieder haben. Bleib indeß;
Ich will geschwind zum Bäcker gehn. —
Er geht. Des Kindes Augen sehn

Erstarrt die blanken Thaler an,
Allein es rühret nicht daran.
Der Bäcker kömmt, sieht sie, und spricht:
Nein! das sind meine Thaler nicht;
Freund, glaubt es mir! doch wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht' euch den Spaß.
Denn hört: Das Brot, das ihr geholt,
War nicht von mir; ihr aber sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Nicht wissen. Dieses Eine wißt,
Daß gestern Abend Jemand kam,
Der mir das Brot gab, das ich nahm,
Und sagte: Wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brot sich holt, dann gebt ihm dies!
So sagt' er, das ist ganz gewiß;
Und drauf kamt ihr, ich gab es euch.
Seht, wie Gott sorgt! er macht euch reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz! —
Der arme Mann verstummte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brot
Und seuzte, sagte nur: Ach Gott! —
Schnitt hungrig noch ein Stück sich ab,
Und sagte: Den, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach lebte doch,
Seufzt er, nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind! — Das Söhnchen spricht:
Ach, Herzensvater, weint doch nicht! Gleim.

125. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbäume gezogen. Zu seiner grössten Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig zu sehen, von welcher Art sie sein möchten. Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten und lockte den Sohn des Landmanns, also, dass sie hingingen, und die Bäumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehe denn sie völlig gereift waren.

Als nun der Herr des Gartens hinzutrat, und die kahlen Bäumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert, und rief: "Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben!"

Diese Worte gingen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars, und sprach: "Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lieben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe.

Da antwortete jener: "Du Thor, dein Vater weiss es ja nicht, und wird es niemals

erfahren. Du musst es ihm sorgfältig verhehlen, und auf deiner Hut sein.

Aber als Gotthold — denn so hiess der Knabe — nach Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinauf zu sehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen.

Jetzo trat der Vater hinzu, und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kinder herbei, und freueten sich sehr, und assen; Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinte bitterlich.

Da hub der Vater an, und sprach: "Mein Kind, was weinest du?" — und Gotthold antwortete: "Ach, ich bin nicht werth, dass ich dein Sohn heisse. Ich kann es nicht länger tragen, dass ich vor dir ein anderer erscheine, als ich bin, und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf, und aufhöre, mein eigner Quäler zu sein. Lass mich nur hart büssen

sen für mein Vergehen! denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt."

Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz und sprach: "Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, dass dieses das erste und letztemal sei, dass du etwas zu verhehlen hattest, dann soll es mir nicht leid sein um die Bäumchen."

Krummacher.

126. Fritz und der Käfer.

So, — Punctum! — nun hinaus ins Feld,
Der Abend ist so schön;
Nun will ich Thierchen gross und klein
Im Mondesglanze sehn!

Da kommt der schöne Mond schon her;
Willkommen, lieber Mann!
Wie man dich und die Sternelein
Doch nie gnug sehen kann!

So sagte Fritz, und sprang ins Feld,
Und freute herzlich sich;
That recht daran! — Mach du's auch so,
Erst lern', — dann freue dich.

Stand da ein kleiner Apfelbaum,
An dessen Stämmchen kroch
Ein brauner Käfer sorgenlos,
Der nicht von dannen flog.

Gleich war nun unser Fritzchen da:
Komm her, du Räuber, her!
Empfang' den Lohn; denn du zerfrisst
Mein Bäumchen gar zu sehr.

Er nahm das Thierchen, band am Fuss
Ein seidnes Fädchen ihm;
Und, wenn es angstvoll aufwärts flog,
Wollt' er's herunter ziehn.

Es flog, er zupfte, — und das Bein,
Am Fädchen riss; da sprach —
Der Käfer? Nein des Knaben Herz,
Als spräch's dem Käfer nach:

"Denk', ich sei Mensch und Käfer du;
Dich hungerte, wie mich,
Und weil du deine Nahrung suchst,
Nur darum quält' ich dich!

Wiss' es: Ein Gott hat uns gemacht;
Quäl' ja kein Thierchen mehr!
Ach, wüsstest du, wie weh mirs thut,
Mein Füsschen, ach wie sehr!"

Fritz liess den Käfer; Doch für ihn
War alle Lust dahin.
Fasst, Kinder, was sein Herz hier sprach,
Ja fest in euren Sinn.

Leipziger Lesebuch.

127. Die Schnecke, der Esel und das Füllen.

Die Schnecke wettete einst mit einem feurigen Füllen und einem trägen Esel um den Preis eines schönen Salatbeets, das auf einem hohen Berge lag, und das derjenige haben sollte, der zuerst hinauf kommen würde. Ihr könnt leicht denken, wie die beiden Thiere die arme Schnecke auslachten, die den albernen Gedanken von einem Wettstreite mit ihnen sich hatte einfallen lassen. Sie ertrug es indessen mit Gelassenheit und trat sogleich ihre Reise in aller Stille an. Der Esel und das Füllen, die ihren Spaß haben wollten, ließen sie kriechen und sagten: „Wenn der Schleichfuß bald hinauf ist, dann wollen wir mit einigen Sätzen oben sein, nnd sie über ihre vergebliche Arbeit brav auslachen, mittlerweile aber uns nach unserer Weise ergötzen.“ Der Esel traktirte sich mit den ersten besten Diesteln in der Nähe, und nachdem er sich recht voll gefressen hatte, legte er sich hin und schlief. Das Füllen sprang in den blumenreichen Wiesen umher, und fand bald Kameraden seiner Lustbarkeit, mit denen es umher schwärmte, und allen möglichen Muthwillen verübte. Die Schnecke kroch unermüdet eine ganze Nacht durch und kam mit Anbruch des Tages glücklich auf dem Berge an. Der Esel erwachte jetzt erst. Ihm fiel die Wette ein, und er fing an, seine Reise auf den

Berg anzutreten. Kaum aber hatte er ein Paar Schritte gethan, als er die Schnecke nicht nur oben auf dem Berge, sondern gar auf dem Gipfel eines Bäumchens gewahr wurde. „Ach!" dachte er, „nun wäre die Mühe doch vergebens; sie hat die Wette gewonnen. Was ist zu thun? Du mußt nun schon bei den Disteln bleiben." Das Füllen dachte nun auch um diese Zeit an seine Wette; aber es hatte sich so in seinem Muthwillen vergessen, daß es weit vom Berge abgekommen war, und sich so müde getummelt, daß ihm für jetzt die Kräfte zum Rückwege fehlten, und es also ebenfalls das Salatbeet der Schnecke überlassen mußte.

128. Das Mitleiden.

Wenn ich durch die Straßen gehe
Und so manchen Armen sehe,
Denke dann an mich zurück,
So erkenn ich erst mein Glück.

Gütiger, als gegen diesen,
Hat sich Gott an mir bewiesen.
Hungrig geht von Thür zu Thür
Der Verlaß'ne. — Wohl ist mir!

Kinder seh ich halb bekleidet
Frieren; aber mir bescheidet
Gottes Güte Kleid und Dach,
Und ein warmes Schlafgemach.

Da mich nun mein Gott so liebet,
Mir so viele Freuden giebet,
So will ich auch dankbar sein,
Und die Armen gern erfreun.

Splittegarb Lesebuch.

129. Des armen Knaben Bitte für seinen Vater.

Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Ach schauet meinen Vater an,
Wie er gebückt und zitternd steht! —
Sein Haupt von grauem Haar umweht,
Und seiner Harfe Klage fleht:
Erbarmet euch!

Sein Auge kennt des Tages Licht,
Den Glanz der Abendröthe nicht;
Sieht nicht die Thräne, die ihm fliesst,
Die Hand nicht, die sein Leid versüsst,
Den Blick nicht, der ihn freundlich grüsst!
Erbarmet euch! —

Erbarmet euch des Vaters Noth!
Bald rufet uns ein sanfter Tod
In's Himmelreich — dann strahlet Licht
In meines Vaters Angesicht.
Verlasst den armen Vater nicht!
Erbarmet euch!

Krummacher.

130. Die Weihnachtsgabe.

Vater Werner saß in seinem Lehnstuhle, ganz in die Zeitung vertieft, in der er las, was Neues in der Welt vorgegangen sei. Neben ihm saß seine siebenjährige Tochter, Regine, mit dem Strickstrumpfe, ihre ältere Schwester, Leonore, spann und die Mutter machte Hemden für die Kinder. — Da der Christtag eben heranrückte, so forschten die beiden Mädchen an der Mutter, was ihnen wohl das Christkindlein bescheren würde, und jede ließ einen Wunsch blicken, was sie wohl gerne haben möchte. Während dem blickte der Vater auf und sprach: Wollt ihr etwas Neues hören, was ich so eben hier gelesen habe? Ach ja, lieber Vater, laß doch hören! riefen die Kinder. Da erzählte ihnen der Vater, daß in einer etwas entfernten Stadt ein Feuer ausgekommen und beinahe die halbe Stadt abgebrannt wäre, und daß so viele Mütter nun gar nichts mehr hätten, und nicht wüßten, wo sie für ihre Kinder Kleidung und Speise hernehmen sollten. Ach, was werden diese armen Kinder für einen heiligen Abend haben! setzte er hinzu; und die Kinder wurden ganz traurig; der Vater aber las nun wieder still in der Zeitung fort. Hierauf gab die Mutter den Kindern die Warnung, doch ja recht vorsichtig mit Licht und Feuer umzugehen, daß sie nicht Schuld an einem solchen Unglücke

würden. — Reginchen aber schmiegte sich recht nahe an den Vater an, und als er die Zeitung weglegte, sah sie ihn mit einer Thräne im Auge an und sagte: Ach, lieber Vater, wirst du mir denn wieder, wie vorm Jahre, einen Thaler zum Christgeschenke geben? Und der Vater antwortete: Ach ja, liebes Kind, wenn wir bis dahin nicht abgebrannt sind. — Die Schwester fragte auch um den Thaler, und der Vater sagte wieder: Ja, liebes Kind, wenn wir nur bis dahin nicht abgebrannt sind. —

Aber wozu wollt ihr denn den Thaler anwenden? fragte der Vater. Da sprach Reginchen: Ach guter, lieber Vater, könnte ich dann das Geld an die armen Kinder in die abgebrannte Stadt schicken, daß sie sich auch freuen könnten zum heiligen Christabende? —

Aber, sprach der Vater, du kennst sie ja nicht, und sie haben dich ja auch um nichts gebeten. Das Mädchen aber sprach: Ach, sie jammern mich doch so sehr und brauchen es so nöthig, und der liebe Gott hat mir ja auch so viel Gutes gegeben, ehe ich ihn habe bitten können. — Darüber freute sich der Vater und versprach, ihr zu helfen, daß sie den Thaler dahin schicken könnte; und auch die Schwester bat nun, daß sie ihren Thaler dazu legen dürfe, wenn sie ihn würde bekommen haben. — Nun, sagte der Vater, wenn ihr den armen Kin=

dern die Freude manchen wollt, so denke ich, wollen wir sie auch nicht erst warten lassen bis zum heiligen Abende, denn sie brauchen ja bald Brot und Kleidung; ich will lieber bald morgen früh die Thaler einwickeln, und ich und die Mutter wollen auch noch etwas zulegen, und das alles sogleich abschicken. Da waren die Kinder hoch erfreut; und als der Weihnachtsabend kam, waren sie noch einmal so vergnügt, als wenn sie den Thaler selbst bekommen hätten.

Hänel.

131. Der fleissige Bauer.

Ein König ritt einmal an einem Acker vorbei, auf dem ein schon bejahrter Bauersmann pflügte.

"So fleissig?" — rief der leutselige Herr dem Bauer zu, — "gehört der Acker, auf dem du hier so emsig arbeitest, dir?"— Nein, Herr! antwortete der Ackersmann, der den König nicht kannte, — ich pflüge ihn um Lohn. — "Und wie viel bekommst du denn für deine Arbeit?" fragte der König weiter. — Acht Groschen, antwortete der Bauer. — "Aber wozu" — sprach der König — „wendest du denn diese acht Groschen an?" — Wozu ich sie anwende? das will ich dem

Herrn gleich sagen: Zwei Groschen sind für mich und mein Weib zur Nahrung, mit zweien bezahle ich Schulden, zwei lege ich auf Hoffnung an, und zwei verschenke ich. — Der König liess sich die Antwort des Bauern zwar gefallen, doch verstand er sie nicht ganz und forderte noch eine nähere Erklärung. Der Bauer gab sie ihm folgendermassen: Was die zwei ersten Groschen zu meiner Nahrung betrifft, das versteht sich von selbst. Mit den zwei andern, mit denen ich Schulden bezahle, hat es diese Bewandniss: ich habe zu Hause noch Eltern, die sehr alt und schwach sind, und also nichts mehr verdienen können; weil sie mich aber in meiner Jugend ernährt und erzogen haben, so bin ich ja schuldig, sie nun auch zu ernähren; und diese Schuld trage ich täglich mit zwei Groschen ab. Das dritte Paar Groschen, von denen ich sagte, dass ich sie auf Hoffnung anlege, wende ich auf Unterricht und Erziehung meiner Kinder, indem ich hoffe, dass sie dann auch einmal, wenn ich nicht mehr arbeiten kann, mich ernähren werden. Mit den letzten zwei Groschen aber, die ich verschenke, ernähre ich, aus brüderlicher Liebe, meine armen und kränklichen Schwestern. — Der König war sehr vergnügt über die schöne Anwendung, die dieser fleis-

sige Bauer von seinem Tagelohne machte und beschenkte ihn so reichlich, dass derselbe aus einem armen zu einem wohlhabenden Manne ward. Der Bauer aber freute sich und dankte Gott, dass er nun seinen armen alten Eltern und seinen kranken Geschwistern noch mehr Gutes thun, und seine Kinder noch sorgfältiger erziehen konnte, als bisher.

Hänel.

132. Die Pfautaube.

Unter den Tauben, die von einem Mädchen in einem Schlage gepflegt wurden, war auch eine prächtige Pfautaube, die gar schön aussah, aber auch ganz stolz war, und besonders sehr eitel auf des schöne Rad, das sie mit ihrem Schweife machte. Von ungefähr ward sie mit einer Feldtaube bekannt, die bisweilen auf ihren Schlag kam und von ihrem überflüssigen Futter frass. Diese sagte einmal zu ihr: "Schade um dich, dass du hier so einsam und ungekannt für dich leben musst! Wenn du mit mir flögest in die Welt, da würde dir es besser gefallen, und Jedermann würde dich bewundern!" — Die eitle Taube glaubte es, und flog einstens vor Tage, als noch alle im Hause schliefen, mit der Feld-

taube fort. Kaum waren sie aber eine kleine Strecke fortgezogen, da klagte die Pfautaube, des langen Fluges ungewohnt, schon über Müdigkeit und Hunger, und als sie über einen Hof wegflogen, wo man eben den Hühnern Futter vorwarf, liess sie sich darin nieder, ungeachtet ihr Reisegefährte sie davon abgemahnt hatte. Sie glaubte, die Hühner würden ihr nun alle Ehre erweisen und in Erstaunen über ihre Gestalt gerathen. Aber kaum hatte sie in dem Hofe festen Fuss gefasst, so liefen alle Hühner auf den fremden Gast zu, pickten sie, hackten sie, rupften ihr die Federn aus und jagten sie mit einem grossen Geschrei fort. Sie erhob sich nun fliehend in die Luft, und klagte diese Noth ihrer Gefährtin. Diese vertröstete sie auf das nächste Wickenfeld, wo sie viele andere Tauben und Nahrung und Ruhe finden würde. Mit Mühe ging der Flug nun weiter. Aber siehe, da stürzte plötzlich ein Habicht, der ihren langsamen Flug sah, auf sie herab, und fasste sie in seine mörderischen Klauen. Sie schrie aus vollem Halse nach Hülfe; aber ihre Gefährtin schoss fort und war froh, mit heiler Haut davon zu kommen. Nun wäre sie gewiss um ihr Leben gekommen: zum guten Glück aber hatte ein Jäger den Habicht auf

dem Korne und schoss — und schoss ihm durch den Kopf, dass er seinen Raub fahren liess. Hastig flatterte nun die Gerettete unter das nächste Gesträuch, und setzte sich da ein wenig, um sich zu erholen, weil sie noch ganz erschrocken und dazu auch von des Habichts Klauen verwundet war. Sie sass aber nicht lange, da kam rücklings eine Hand zwischen den Zweigen hervor und fasste sie plötzlich bei ihrem schönen Schwanze. Es war ein Knabe, der sich ins Gebüsch geschlichen hatte und sie wegfangen wollte. Ängstlich sträubte sie sich und schlug mit den Flügeln, was sie nur konnte, um loszukommen. Endlich glückte es ihr, sich loszuwinden; aber sie verlor dabei fast alle Federn, womit sie sonst ein so schönes Rad geschlagen hatte. In diesem traurigen Zustande kam sie in ihrer alten Wohnung wieder an. Da schämte sie sich sehr vor den andern Tauben, die hübsch zu Hause geblieben waren, und machte ihr diese Scham vielmehr Schmerz, als alle Angst und Noth, die sie ausgestanden hatte; blieb auch künftig daheim, und dachte nimmermehr mit ihrer Gestalt vor den Leuten zu glänzen. —

133. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte daher seinen Verlust bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von 100 Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann daher gegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein! So nimm dein Eigenthum zurück.“

So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewissens; und das war schön. Der Andere machte auch ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geschätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, das wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuche eingenäht; ich finde aber nur 700 Thaler. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt, und eure 100 Thaler Belohnung schon herausgenommen haben. Da habt ihr wohl daran gethan. Ich dank' Euch.“ — Das war nicht schön! Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn.

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß 800 Thaler seien eingenäht gewesen, der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen, und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen, und die schlechte Gesinnungen des Andern schon zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von Beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, wenn der Eine von Euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thaler gefunden hat, so kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche sein, auf welches der Erste ein Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst also dies Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als, du geduldest dich, bis derjenige sich meldet, der deine 800 Thaler findet.“ So sprach der Richter und dabei blieb es.

Hebel.

134. Der Hirt.

An einem schönen Morgen sah ein Hirt sein Vieh vor sich weiden. Die Pracht der aufgehenden Sonne, die Schönheit der Gegend, der Reichthum aller Wiesen und Felder um ihn her, die Munterkeit der Heerde, die unter Springen und Scherzen ihr Futter suchte, der jubelnde Gesang der Lerchen hoch in der Luft, das alles rührte sein Herz; er dachte an Gott, der so vielen Geschöpfen das Dasein gab, sie alle erhält, und ihnen so mannigfaltige Freuden beschert, und lebhaft erinnerte er sich an das, was am vergangenen Sonntage der Prediger so schön gesprochen hatte von der Güte und Größe Gottes. In seinem Gemüth erwachten fromme Gedanken und Vorsätze. Gott, sprach er bei sich selbst, Gott, du bist herrlich und sehr gnädig! Wie schön ist alles, was du gemacht hast, und wie glücklich bin ich, daß ich dich erkennen und preisen kann! Ich bin hier ganz allein, aber du, Herr, siehest und kennest mich, und hast dein Wohlgefallen, wenn ich auch in der Stille deinen Willen thue. Nun, so will ich auch in meinem Berufe treu sein, Schaden verhüten und Gutes thun; denn das ist ja Gottes Wille, und womit kann ich Armer meinen Dank gegen Gott besser beweisen, als durch einen aufrichtigen Gehorsam? — Nun ging er hin, reinigte die jungen Satzweiden von Wasserzweigen,

und trat diejenigen fest, welche zu locker standen; suchte sich Zweige, um den schadhaften Zaun auszubessern; vertilgte schädliches Unkraut, und suchte heilsame Kräuter für die Kranken im Dorfe; kurz, er benutzte mit allem Fleiße jede Gelegenheit, Gutes zu thun und seinen Nebenmenschen zu nützen. Das gefiel den Leuten im Dorfe sehr wohl; sie gewannen ihn alle herzlich lieb, und ließen ihn keine Noth leiden, als er alt und schwach wurde.

So kann man auch im geringsten Stande fromm sein, Gutes thun, und sich um seine Nebenmenschen verdient machen.

v. Rochow.

135. Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Walde lustwandeln. Da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel, und sprach: Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt? — Das ist der König der Vögel, sagte der Wolf, vor dem müssen wir uns neigen; (es war aber der Zaunkönig.) — Wenn das ist, sagte der Bär, möcht' ich auch gern seinen königlichen Pallast sehen; komm und führ' mich hin! — Das geht nicht so, wie du meinst, sprach der Wolf, du mußt warten, bis die Frau Königin kommt. — Bald darauf kam die Frau

Königin

Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wär' gern nun gleich hinterdrein gegangen; aber der Wolf hielt ihn an den Zotten und sagte: Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind. —

Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stand, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Pallast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen; er guckte hinein, und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Pallast?" sagte der Bär. „Das ist ein elender Pallast. Ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid schlechte Kinder." — Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrieen: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; — Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." — Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir essen kein Fliegenbeinchen, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht; denn der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten." — Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht

werden;" — flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höle und rief hinein: „Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Kriege ausmachen." — Also war dem Bär der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Gethier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, auch die Mücken, Hornisse, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der Befehlshaber des Feindes wäre. Die Mücke war besonders listig, schwärmte im Walde, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf dem Baume, wo die Befehle ausgegeben wurden. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich uud sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Gethier, du sollst Befehlshaber sein und uns anführen. Was für Zeichen wollen wir verabreden?" — Da sprach der der Fuchs: „Ich habe einen schönen, langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch, wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf losgehen; laß ich ihn aber herunter hangen, so lauft!"

— Da die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verrieth dem Zaunkönig Alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Gethier daher gerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seinem Heer kam auch durch die Luft daher; das schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und gingen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug er's und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, Alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid frölich, esset und trinket nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.

Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kom-

men und Abbitte thun und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ — Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären, und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden.“ — Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf setzten sich die jungen Zaunkönige zusammen und aßen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Nach Grimm.

136. Treue Freundschaft.

Ein Rabe, den die Vögel für einen Weisen hielten, saß auf einem Baume des Waldes. Da kam der Vogelsteller, stellte sein Netz, streute Saamenkörner hinein und ging wieder fort; aber der Rabe fürchtete sich vor dem Netze, und versteckte sich in das dicke Laub. Und ein Schwarm wilder Tauben kam, und sah das schöne Gerstenfutter, und sie setzten sich alle und fraßen. Aber das Netz fiel zu, und sie waren gefangen und flatterten darin herum. Da sprach die Führerin des Schwarmes: „Es hilft uns nichts, daß wir so hin und her flattern; laßt uns aber versuchen, alle auf einmal in die Höhe zu fliegen, vielleicht vermögen wir's, das Netz mitzunehmen.“ Und sie flogen alle zugleich in die Höhe und nahmen das Netz mit sich.

Aber der Rabe hatte Alles mit angesehen, wie Einigkeit sie stark machte, und flog in der Ferne nach.

Und die Tauben hatten sich wieder gesetzt in ein Fruchtfeld, in der Nähe eines Baumes, und berathschlagten, wie sie aus dem Netze heraus kommen möchten.

Da sprach eine von dem Schwarme: Ich habe schon längst Freundschaft mit einer Maus geschlossen, die hier in der Nähe wohnt. Soll ich sie rufen, daß sie das Netz zernagt? — Und sie rief die Maus. Die kam aus ihrer Höhle heraus und zernagte bald die Schnüre und die Tauben flogen fröhlich davon und dankten der Maus für ihre Befreiung.

Der Rabe hatte Alles mit angesehen, und dachte bei sich: Ein treuer Freund sei doch ein großes Gut, und setzte sich deshalb in die Nähe des Mauselochs, und rief die Maus, weil er Freundschaft schließen wollte. Als aber die Maus heraus kam und den Raben erkannte, floh sie schnell wieder in ihr Löchelchen. Aber der Rabe rief sie wieder und sagte: „Was fliehst du mich? willst du nicht meine Freundin werden?“

Und die Maus antwortete ihm: Nein, das geht nimmermehr an. Denn in kurzer Zeit würde deine angeborne Lust nach meinem Fleische dich unsere Freundschaft vergessen lassen, und du würdest mich wie jede andere Maus, auch fressen.

Das redete ihr aber der Rabe aus, und sie lebten beisammen ohne Mißtrauen und waren zufrieden. Nur sehnte sich der Rabe nach seinem ersten Aufenthalte, denn er fürchtete sich hier vor den vorübergehenden Jägern. Darum sagte er eines Abends zu der Maus: Wenn sie nichts dawider habe, so wollten sie wegziehen von diesem Orte, weil er hier nicht verborgen genug sei. Er wolle sie an einen viel heimlicheren Ort bringen, wo er auch eine treue Freundin habe, eine Schildkröte, bei der sie künftig wohnen wollten.

Und die Maus war mit dem Vorschlage zufrieden, denn auch ihr war es unheimlich da, weil eine Katze oft in das Feld kam und ihr heimlich nachstellte. Und der Rabe faßte sie mit dem Schnabel bei ihrem Schwänzlein, und trug sie durch die Lüfte, und setzte sie unter seinem Baume nieder, und rief die Schildkröte, seine Freundin.

Die Schildkröte kam hervor aus ihrem Teiche; und freute sich, daß ihr Nachbar wieder da sei, und daß er noch eine Freundin, die Maus, mitgebracht habe. Und die Maus grub sich ein Löchlein, und nun wohnten alle drei beisammen in Frieden und Eintracht.

Und als sie eines Tages so beisammen saßen, vieles plauderten von der Welt Lauf, da kam eilends ein Hirsch gelaufen, der blieb am Teiche stehen, und sah sich um. Da floh die Schildkröte

in ihr Wasser, und tauchte unter, und die Maus verkroch sich in ihr Löchlein. Aber der Rabe schwang seine Fittige, und flog in die Höhe, zu sehen, ob kein Jäger den Hirsch verfolge.

Er sah aber nichts, und kam herunter und sprach zum Hirsch: Sei ohne Furcht, hier ist keine Gefahr. Noch kein Jäger ist in diese Gegend des Waldes gekommen. Wenn es dir gefällt, so kannst du hier wohnen. Um den See wächst gutes Futter, und sein Wasser ist frisch zum Trinken.

Und als er dieses gesagt, rief er die Maus und die Schildköte, und sie kamen hervor und redeten dem Hirsche zu, daß er bleiben sollte.

Der Hirsch sah umher: Das Gras war schön und das Wasser war frisch, und der Ort sicher vor Nachstellung; er machte sich also seine Lagerstätte von Moos, und wohnte bei ihnen, und sie hielten treue Gemeinschaft mit einander. Eines Abends war aber der Hirsch nicht heim gekommen. Da war seinen Freunden bange, es möchte ihm ein Unheil widerfahren sein, und der Rabe flog aus auf Kundschaft, und sah seinen Freund liegen, gefangen in einem Netze. Und er flog zurück und brachte seinen Genossen die Nachricht und berathschlagte mit ihnen, wie man ihn befreien möge.

Da sprach die Maus zu ihm: Nimm du mich und trage mich hin, daß ich ihm das Netz zernage! Und der Rabe trug sie schnell hin, und sie nagte

an dem Netze. Da kam auch die Schildkröte daher, und der Rabe und die Maus schalten, daß sie gekommen wäre. Und der Rabe sagte: Wohin willst du denn fliehen, wenn der Jäger kommt? — Ich fliege fort, der Hirsch läuft weg, die Maus verkriecht sich; was willst aber du machen? Dein Gang ist langsam; du kannst dich nicht retten. Und indem der Rabe noch so redete, kam der Jäger schon gegangen, zu sehen, ob er etwas gefangen habe in seinem Netze. Und als er den Hirsch darin sahe, freute er sich. Allein ehe er noch hinkam, war das Netz schon zernagt, der Hirsch sprang in das Dickicht, der Rabe flog weg, die Maus verkroch sich, aber die Schildkröte stand und zitterte an allen Gliedern.

Der Jäger ärgerte sich, daß ihm die schöne Beute entgangen war. Um aber doch nicht ganz leer nach Hause zu gehen, nahm er die Schildkröte, wickelte sie in das zernagte Netz und ging weg. Doch die Maus hatte dem Allen zugesehen, und rief ihre Freunde schnell zusammen, und berathschlagte mit ihnen, wie man die Schildkröte wieder befreien könnte. Da schlug der Rabe vor, der Hirsch sollte sich wie todt an den Weg legen, an dem der Jäger vorbei kommen müßte, und er wollte auf ihn sitzen, als ob's ein Aas wäre, von dem er fräße, wenn das der Jäger sähe, so würde er gewiß sein Netz niederlegen und hinzugehen; dann

sollte der Hirsch aufspringen und langsam hin und her laufen, als hätte er ein Gebrechen an dem Fuße, und sollte so den Jäger immer reizen, und nahe an sich kommen lassen, dann aber immer wieder entspringen, und das so lange, bis die Maus unterdessen das Netz zernagt und die Schildkröte sich im Walde verkrochen habe; dann wollten sie auf einmal alle davon eilen. Und wie sie's beschlossen hatten, so thaten sie auch. Der Jäger warf sogleich die Schildkröte hin und eilte dem Hirsche nach. Als aber die Schildkröte und das Mäuslein in Sicherheit waren, da sprang der Hirsch auf einmal davon, und eilte schneller, als der Jäger sich's versah, ihm aus den Augen, und kam mit seinen Genossen wieder bei ihrer Wohnung an. Und sie freuten sich alle, daß sie durch ihre Freundschaft einander gerettet hatten.

Grimm.

137. Der dankbare Löwe.

In Rom war vor alten Zeiten die böse Gewohnheit, Menschen, die man wegen irgend eines Verbrechens am Leben strafen wollte, wilden Thieren vorzuwerfen, welche man eingesperrt hatte und vorher hungern liess, dass sie begierig über die unglücklichen Menschen herfielen und sie zerrissen. Das nannte man ein angenehmes Schauspiel. Einstmals wurde ein Sclave, (weisst du noch, was

ein Sclave ist? —) der seinen Herrn entlaufen war, wieder eingefangen, und sollte nun auch so grausam hingerichtet werden. Ein grimmiger Löwe wurde auf ihn losgelassen, der lange vorher gehungert hatte. Wüthend stürzte das wilde Thier heraus; aber, o Wunder! als der Löwe den Sclaven erblickte, legte er sich schmeichelnd zu seinen Füssen nieder, leckte ihn und bezeigte auf alle Weise seine Freude. Der Kaiser liess den Sclaven vor sich kommen und fragte ihn, wie es zugehe, dass der Löwe ihn verschone? Da erzählte der Sclave folgende Geschichte: "Als ich entlaufen war, verbarg ich mich aus Furcht in den Wäldern, dass mich Niemand finden sollte. Da hatte ich mich einmal, weil ich müde geworden war, in eine Höhle verkrochen, um dort auszuruhen. Aber kaum war ich darinnen, so kam so ein grosser Löwe herein, der hier seine Wohnung hatte. Ich wäre bald vor Schreck gestorben; aber der Löwe kam langsam auf mich zu, sahe mich wehmüthig an und legte mir seine rechte Tatze in den Schooss. Da sahe ich, dass sie ganz geschwollen und durchschworen war, untersuchte sie und fand, dass er sich einen grossen Dorn eingetreten hatte; den zog ich heraus, band ein altes Tuch um den Fuss und so wurde er

bald wieder gesund. Der Löwe war sehr erfreut, leckte mich und wedelte, und gab mir zu verstehen, dass ich bei ihm bleiben sollte, weil er merkte, dass ich mich fürchtete. Er brachte mir nun alle Tage frisches Fleisch von Thieren, die er erlegt hatte. So ging es längere Zeit. Endlich kam der Löwe einmal nicht wieder und ich merkte mit Betrübniss, dass man ihn eingefangen hatte. Nun konnte ich in der Höhle nicht mehr bleiben, ich verliess Höhle und Wald und war so unglücklich, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen. Ich wurde gefangen, zum Tode verurtheilt, und erwartete mit Schrecken, von einem wilden Thiere zerrissen zu werden. Jetzt öffnete sich der Käfig, ein grosser Löwe stürzte heraus — aber es geschah, was ihr Alle gesehen habt; der Löwe verschonte mich, es war der, dem ich den Fuss geheilt und der mich ernährt hatte. Gerührt schenkte der Kaiser dem Sclaven Leben und Freiheit und den Löwen dazu, der ihn nun nicht wieder verliess, sondern wie ein Hund neben ihm herlief und überall ganz zahm ihn begleitete. —

138. Der Eichbaum.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oswald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: "Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem Oswald, den ich für meinen Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurückgeben."

Oswald legte die Hand auf die Brust, und rief: "Ich betheure es bei meiner Ehre, mir ist von dem Ringe nicht das Geringste bekannt. Mein Freund Edmund muss in der That nicht recht bei Sinnen sein."

Der Richter sprach: "Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, dass du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: "Leider war Niemand dabei, als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen."

Oswald sagte: "Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, dass ich von dem Baume so wenig weiss, als von dem Ringe."

Der Richter sprach: "Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oswald, warte indessen hier, bis Edmund zurückkömmt."

Edmund ging. Über eine kleine Weile sprach der Richter: "Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oswald, öffne einmal das Fenster und sieh, ob er noch nicht kömmt."

Oswald sagte: "O Herr! so bald kann er noch nicht zurückkommen. Der Baum ist über eine Stunde weit von hier entfernt."

Jetzt rief der Richter: "O du gottloser, betrügerischer Mensch, der du beschwören wolltest, du wissest von dem Baume so wenig, als von dem Ringe! Du weisst vom Ringe eben so gut, als vom Baume."

Oswald musste den Ring herausgeben, und wurde an dem Baume aufgehängt.

Oft kommt schon hier Verborgenes ans Licht,
Doch alles einst beim Weltgericht.

139. Zwei Kinder,

die sich selbst regieren wollen.

Anton. Vater, ich wollte, dass ich schon gross wäre, so gross wie du!

Vater. Und warum wolltest du das. Anton?

Anton. Ja, dann hätte mir keiner was mehr zu befehlen, und ich könnte thun, was ich wollte.

Vater. Das wäre wohl was Schönes, gelt, Anton?

Anton. O, so herrlich!

Vater. Lieschen, was sagst du dazu? Möchtest du auch wohl thun dürfen, was du Lust hättest?

Lieschen. Das glaub ich!

Anton. Das sollte gehen! Du, und ich, Lieschen — juch!

Vater. Nun hört, Kinder, die Freude kann ich euch wohl machen. Von Morgen früh an, sollt ihr die Erlaubniss haben, zu thun, was ihr wollt.

Beide. (aufspringend) Sollen wir?

Vater. Eure gute Mutter und ich, und alle Erwachsene im Hause wollen euch einmal nichts zu befehlen haben.

Beide. (hüpfend und springend) Nicht? o ja! o ja! dass soll einmal eine Lust sein!

Vater. Ja, was noch mehr ist, wir wollen euch diese Freiheit nicht blos morgen, sondern so lange geben, bis ihr uns selbst bitten werdet, dass wir sie euch wieder nehmen mögen.

Anton. O, das soll dann gewiss lange währen!

Vater. Nun es soll mir lieb sein, wenn ihr künftig euch werdet allein regieren können. Morgen also bekümmert sich um euch kein Mensch.

Der Morgen kam. Statt, dass die Kinder sonst um 6 Uhr geweckt wurden, weckte sie jetzt Niemand, und sie schliefen daher bis nach 8 Uhr.

Von langem Schlafen aber wird man träge und unlustig; das waren denn Anton und Lieschen auch, da sie endlich von selbst erwachten, und jeder sein Bett verliess.

Indess ermunterten sie sich doch bald durch den fröhlichen Gedanken, dass sie heute thun und lassen könnten, was sie wollten.

Aber was wollen wir denn nun, Lieschen? fragte Anton seine Schwester, da beide angezogen waren, und ihr Frühstück verzehrt hatten.

Lieschen. I, wir wollen spielen!

Anton. Aber was?

Lieschen. I nun, wir wollen Kartenhäuser bauen.

Anton. O das ist ein dummes Spiel; das mag ich nicht!

Lieschen. So lass uns Blindekuh spielen.

Anton Ja, wir beide! wenn du sonst nichts weisst!

Lieschen. Oder mit Knippkügelchen.

Anton. Das mag ich auch nicht mehr leiden.

Lieschen. Na, so sag du was bessers.

Anton. Weisst du was? Wir wollen den ganzen Tag auf Steckenpferden reiten.

Lieschen. O das ist was rechts! Nein, das thu ich nicht.

Anton. Na, so wollen wir Fuhrmann spielen; du sollst das Pferd, und ich will der Kutscher sein.

Lieschen. Ja, dass du mich wieder mit der Peitsche träfest, wie letzt; weisst du noch?

Anton. I nu, das that ich ja nicht gern;

Lieschen. Ja, aber es that doch weh nein, nein, da wird nichts draus!

Anton. O du willst auch gar nichts! — So lass uns Jagd spielen; ich will der Jäger, und du sollst der Hirsch sein; komm; komm Lieschen!

Lieschen. Mit deinen Jagdspielen! Da kömmst du mir immer mit.

Anton. Na, so will ich gar nicht mit dir spielen; dass du's nur weisst!

Lieschen. Und ich nicht mit dir, dass du's auch nur weist!

Mit diesen Worten ging der Eine in diese, die Andere in jene Ecke des Zimmers, und liess die Lippe hängen.

Lange sassen sie da und maulten, und sprachen kein Wort mit einander. Darüber schlug endlich die Glocke zehn, und von dem schö-

schönen Vormittage waren nun nur nach zwei Stunden übrig; als Anton sich endlich umwandte, und zu seiner Schwester sagte:

So komm denn; ich will Knipkügelchen mit dir spielen.

Lieschen. Ia, aber ich habe keine Kügelchen, und du bist mir noch zwölf schuldig, die must du mir geben.

Anton. O was ich dir gestern schuldig war, das gilt heute nicht mehr!

Lieschen. I, warum denn nicht?

Anton. Ja, weil uns heute keiner was zu befehlen hat.

Lieschen. O ich werd' es wohl dem Vater sagen!

Anton. I, der Vater will uns heute ja auch nichts zu befehlen haben.

Lieschen. Na, so spiel ich nicht!

Anton. So lass es bleiben!

Abermals eine traurige Pause; abermals jeder in seinen Winkel! Anton pfiff, Lieschen fing an zu trillern; Anton holte sich eine Peitsche, um damit zu klatschen, Lieschen ihre Puppe, um mit ihr zu plaudern; Anton brummte, Lieschen seufzte.

Darüber hörte man die Glocke eilfe schlagen, und von dem schönen ungebrauchten Vormittage war nun nur noch eine einzige

Stunde übrig. Anton warf unmuthsvoll seine Peitsche und Lieschen ihre Puppe weg. Beide sahen sich einander an, und wussten nicht, was sie sich sagen wollten.

Endlich sprach Lieschen: Nun so komm denn; ich will dein Pferd sein.

Anton. Na, das ist gut! Sieh, hier habe ich einen langen Bindfaden; der soll mein Zügel sein. Da, nimm ihn in den Mund.

Lieschen. Warum nicht gar! Kannst ihn mir ja um den Leib, oder an den Arm binden!

Anton. Wie du doch sprichst! Hast du denn nicht gesehen, dass die Pferde das Gebiss im Maule haben, und dass der Zügel dran sitzt?

Lieschen. Ich bin ja aber kein rechtes Pferd!

Anton. Ja, du musst dich aber doch so anstellen.

Lieschen. O das ist nicht nöthig!

Anton. O du willst auch alles besser wissen! So nimm doch!

Lieschen. Nein, in den Mund nehm' ich ihn nicht.

Anton. So lass es bleiben! So will ich gar nicht spielen.

Lieschen. Und ich auch nicht.

Wiederum der vorige langweilige Auftritt; Anton in der einen, Lieschen in der andern Ecke. Anton nahm wieder seine Peitsche, Lieschen ihre Puppe; aber die Peitsche wollte dem Einen, die Puppe der Andern kein Vergnügen machen. Anton seufzte, Lieschen weinte; zuletzt weinte Anton auch.

Darüber wurd' es Mittag, und der Vater kam, sich zu erkundigen, ob es ihnen gefällig wäre zum Essen zu kommen.

„Aber was fehlt euch denn?" fragt' er, da er sie beide weinen sah.

O nichts! antworteten die Kinder, wischten sich die Thränen ab, und folgten dem Vater zum Mittagsessen.

Auf dem Tische waren diesmal vielerlei Gerichte, auch Wein, und ein Weinglas bei jedem Teller.

Kinder, sagte der Vater, wenn ich euch noch zu befehlen hätte, so würde ich euch nicht von allen diesen Gerichten essen, auch keinen Wein, oder höchstens nur sehr wenig trinken lassen, weil ich weiss, dass vielerlei Speisen und der Wein den Kindern schädlich sind.

Aber ihr seid nun heute einmal eure eigenen Herren; ihr dürft also auch essen und trinken; was ihr Lust habt.

Die Kinder liessen sich dieses nicht zweimal sagen; das Eine forderte sich dies, das Andere jenes, und beide schenckten sich ein ganzes Glas voll Wein ein.

„Aber, Kind, flüsterte die Mutter dem Vater ins Ohr, sie werden krank danach werden!"

„Ich weiss wohl, liebe Frau, antwortete der Vater leise; aber es ist besser, dass sie einmal krank werden, und dabei schon jetzt lernen, wie sehr man sich durch Unmässigkeit schadet, als dass wir jetzt für ihre Gesundheit sorgen, und ihnen diese wichtige Lehre dadurch entziehen."

Die Mutter sahe ein, dass der Vater Recht habe, und liess es geschehen.

Jetzt stand man auf. Der Bauch der Kleinen war ungewöhnlich ausgespannt, und ihr Köpfchen fing an zu schwindeln.

Komm, Lieschen! schrie Anton, und riss das taumelnde Mädchen mit sich fort in den Garten.

Der Vater folgte ihnen von fern nach.

In dem Garten war ein kleiner Fischteich, auf dem Teiche ein kleiner Kahn, und Anton hatte Lust hineinzutreten.

„Aber weisst du nicht, sagte Lieschen, dass uns das verboten ist?"

Verboten? antwortete Anton; weisst du denn nicht, dass uns heute nichts verboten ist?

„Ach ja, das ist auch wahr," sagte Lieschen; gab ihrem Bruder die Hand, und beide traten in den Kahn.

Hier näherte sich der Vater, doch fand er für gut, sich noch nicht zu zeigen.

Er wusste, dass der Teich nicht sehr tief war. „Und wenn sie nun auch hineinfielen, dacht' er, so kannst du sie ja gleich wieder herausziehen." —

Die Kinder wollten den Kahn los machen, um darin zu fahren: aber es fand sich, dass er fest angekettet war.

„So wollen wir wackeln!" rief der rüstige Anton; und fing an, den Kahn auf und nieder schwanken zu lassen.

Aber plötzlich geriethen beide ins Stolpern; Eins ergriff das Andere, um sich zu halten; aber plump! lagen beide über Bord und im Wasser.

Schnell, wie der Blitz, sprang der Vater hinzu, ergriff mit jeder Hand eins seiner thörigten Kinder, und trug sie halb entseelt nach Hause.

Hier mussten beide sich auf die heftigste Weise übergeben, indem man sie rüttelte und umkleidete; bis sie endlich ganz ermattet, und

mit fürchterlichen Kopfschmerzen zu Bette getragen wurden.

Zu den Kopfschmerzen gesellten sich auch Bauchweh und beständige Übelkeit, welche von Zeit zu Zeit ein neues heftiges Erbrechen mit grossen Beängstigungen verursachte.

In diesem traurigen Zustande brachten sie also die ganze übrige Hälfte des Tages unter unaufhörlichem Seufzen und Weinen hin, bis sie endlich vor Mattigkeit einschliefen.

Früh am andern Morgen trat der Vater vor ihr Bett und fragte, wie sie geschlafen hätten?

"Ach gar nicht gut! antworteten Beide mit leiser, kränklicher Stimme."

"Wir haben immer aufstehen müssen, und der Kopf und der Bauch haben uns sehr weh gethan."

Ihr armen Kinder! sagte der Vater, ich beklage euch.

Aber — fuhr er nach einer Weile fort — wie steht es denn heute mit eurem freien Willen? Ihr werdet ihn doch wieder haben wollen?

"O ja nicht! ja nicht! riefen Beide mit grosser Heftigkeit.

Aber, warum nicht! fragte der Vater; ihr sagtet ja, dass das so herrlich wäre, thun zu können, was man wolle!

"O wir sind wohl recht dumm gewesen!" antwortete Anton.

"Ja gewiss, recht dumm!" sagte Lieschen.

Vater. Ihr wollt also nicht wieder eure eigene Herren sein?

O nein, nein, lieber Vater; sage du uns wieder, was wir thun sollen; da gehts uns viel besser.

Vater. Bedenkt euch wohl, was ihr thut; denn wenn ich euch wieder befehlen soll: so werd' ich anfangen, euch etwas sehr Unangenehmes zu befehlen.

Beide. O wir wollen gern alles, alles thun!

Vater. Seht, hier hab' ich ein bräunliches Pulver, heisst Rhabarber, schmeckt sehr hässlich, aber ist ungemein gut für Leute, die, so wie ihr, sich durch Unmässigkeit den Magen verdorben haben. Wenn ihr nun noch wollt, dass ich euch wieder befehlen soll, so gebiete ich euch, dies Pulver einzunehmen. Soll ich?

Beide. Ja, ja, lieber Vater; und wenn's auch noch so gartig schmeckte.

Der Vater rührte jedem ein Pulver ein, und gab's ihnen. Die Kinder, ohne den Mund dabei zu verziehen, schluckten die bitt're Arznei beherzt hinunter. Diese that ihre Wirkung, und beide geneseten.

Wenn man ihnen nachher eine recht grosse Strafe androhen wollte; so sagte man zu ihnen: Ihr sollt wieder eure eigene Herren sein! und die Kinder zitterten dabei mehr, als Andere, zu denen man sagt: Ihr sollt die Ruthe kriegen!

Campe.

140. Die dunkelblaue Wiese.

Ein Gespräch.

Vater. Ich kenne eine große dunkelblaue Wiese —

Emil. Vater, das ist dein Spaß; solche giebt's ja nicht; die Wiesen sehen grün aus; aber nicht blau.

Vater. Meine Wiese sieht aber doch blau aus, und ist größer, als alle Wiesen auf der Welt.

Laura. Hab' ich sie gesehen, Vater?

Vater. Ihr alle habt sie gesehen, und bekommt sie alle Tage zu sehen. Auf meiner Wiese gehen Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den andern, eine unzählbare Menge großer und kleiner Schafe auf die Weide, obwohl nichts da wächst. —

Anton. Aber Vater, was machen sie denn dort, wenn sie nichts zu fressen finden? Die Schafe können doch nicht hungern?

Vater. Meine Schafe und Lämmer fressen nicht und hungern auch nicht.

Emil. Dahinter steckt etwas; das sind gewiß keine lebendigen Schafe, denn die müssen doch fressen, sonst verhungern sie.

Vater. Lebendig sind meine Schafe; sie leben schon über tausend Jahr, und immer sind sie noch wie ehemals, ob sie gleich weder hungern noch dursten.

Emil. Über tausend Jahre werden deine Schafe alt, Vater? Das kommt mir wunderbar vor. Die Schafe, hat unser Lehrer gesagt, werden höchstens nur vierzehn Jahr alt.

Vater. Aber es ist doch so, wie ich gesagt habe, liebes Kind! Und schön sind meine Schafe, so schön und glänzend und golden, daß die Schafe in — in — wie heißt doch das Land, wo die besten Schafe sind?

Emil. In Spanien! in Spanien! Sieh', Vater, ich hab's gemerkt!

Vater. Daß die Schafe in Spanien gar nicht mit ihnen können verglichen werden; denn die ganze Heerde hat goldne Pelze.

Die Kinder sahen einander verwundert an, brachen aber plötzlich in ein lautes Gelächter aus, und

riesen: Nein solche giebt es nicht, mit goldenen Fellen! wie könnten die schwachen Thiere eine solche Last tragen? Vater, du willst nur sehen, ob wir es glauben.

Vater. Es ist mein Ernst, Kinder! Die Felle schimmern wirklich wie Gold, so hell und leuchtend, und ihr habt euch schon oft darüber gefreut.

Emil. Vater, sind sie den ganzen Tag auf der Weide? hört man sie nicht schreien?

Vater. Sie sind zwar den ganzen Tag darauf, aber man sieht sie nicht; auch hat sie noch niemand schreien gehört.

Lida. Wenn aber der böse Wolf kommt, da schreien sie doch und laufen davon?

Vater. Auf diese Weide kann niemals ein Wolf kommen; und dann haben sie auch einen Hirten, der über sie wacht.

Anton. Einen Hirten? kann denn der auf so viele Schafe Acht geben? Wie sieht er denn aus?

Vater. Der trägt ein schönes, helles, weißes Kleid, das wie Silber glänzt, und niemals schwarz wird. Denn ob er wohl weit länger als tausend Jahr die Heerde bewacht hat, so ist er doch noch nie eingeschlafen und hat sein Kleid nie ausgezogen. Er bleibt stets hell und munter, und sein Kleid immer rein.

Emil. Nein, daraus kann ich nicht klug werden; das muß ein närrischer Mann sein.

Lida. Der muß ja weder stehen noch gehen können, und blind sein, wie der alte Tobias da drüben, der doch erst achtzig Jaht alt ist.

Vater. Er steht nie still, sondern geht immer unter seinen Schafen umher; auch ist er nicht blind, sondern sieht sehr hell.

Laura. Vater, er schläft gewiß, und du sagst nur so, damit wir nicht so lange schlafen sollen. Er kann auch schlafen, denn seine Hunde werden schon die Heerde bewachen.

Vater. Seine Hunde? Hunde hat er gar nicht, und braucht auch keine.

Laura. Aber eine Schalmei hat er doch und bläst darauf?

Vater. Eine Schalmei zwar nicht, aber ein schönes silbernes Horn; blasen kann er aber nicht, und das Horn giebt auch keinen Ton von sich.

Anton. Nun, das kommt immer wunderlicher. Ein Hirt mit seinen Schafen, die über tausend Jahr alt sind, der ein Horn hat und nicht blasen kann, der nie schläft und immer munter ist, — das begreif ich nicht.

Emil. Vater, im welchem Lande liegt denn die Wiese, wo die Wunderschafe gehen?

Vater. Sie liegt in gar keinem Lande, sondern geht über alle Länder weg.

Lida. In der Luft also, Vater, in der Luft?

Vater. Ja, da liegt sie.

Lida. Aber wie kommen denn die Schafe dahin? sie können doch nicht fliegen?

Vater. O ja, meine Schafe können in der Luft umher spazieren und fliegen, und fallen nicht herunter.

Anton. Nun, die möcht' ich fliegen sehen!

Vater. Du kannst sie alle Tage sehen. Wenn es Abend wird, kommen sie zum Vorschein, und weiden die ganze Nacht.

Emil. Ach! nun weiß ich, wer die goldenen Schafe sind, aber der Hirt —

Vater. Der ist auch bei den Schafen, und wenn ihr ihn sehen wollt, so seht einmal zum Fenster hinaus, denn dort kommt er herauf.

Alle Kinder. Der Mond! der Mond! O nun wissen wir's! und die Sterne sind die Schafe, und die blaue Wiese ist der Himmel! Du hast es uns aber zu schwer gemacht. Vater! Aber noch eins! es war so hübsch: noch eins!

Vater. Morgen, Kinder!

K. Besseldt.

141. Peter Lohbeck.

In einem kleinen Dörfchen im Frankenlande lebte eine arme, aber auch sehr fromme Wittwe, sie hieß Anna Lohbeck; ihr Mann war ein Tagelöh-

ner gewesen und früh gestorben. Sie hatte zwei Kinder, das älteste war auch schon todt, und nur ein Knabe von zehn Jahren war noch übrig. Immer hatte sie sich ehrlich mit Arbeiten bei andern Leuten ernährt, aber jetzt wurde sie sehr krank; da war nun kein anderer Rath, der zehnjährige Sohn, Peter, mußte die kranke Mutter ernähren, und, damit sie beide zu leben hätten, das Nöthige durch Betteln zusammen bringen. Im ganzen Dorfe war niemand der sich um sie bekümmerte, und der arme Junge wurde gar oft mit Scheltworten von den Thüren weggewiesen, und bekam nichts, weil er oft kommen mußte. Nun kam ein neuer Pfarrer in den Ort, denn der alte war gestorben. Der arme Peter Lohbeck war noch nie in einer Kirche gewesen, denn er ging immer baarfuß, und mit seinen lumpigen Kleidern durfte er nicht in der Kirche erscheinen; in die Schule war er auch nicht viel gekommen, so daß er kaum lesen konnte, denn er mußte spinnen und seiner Mutter das Brot verdienen helfen, und weil das lange nicht zureichte, auch betteln gehen.

Als er nun so viel Gutes von dem neuen Pfarrer hörte, und daß er so schön predige, so bekam er Lust auch einmal den Pfarrer zuzuhören. Allein, wie sollte er es anfangen, da er sich schämte, mit seinen zerrissenen Kleidern und baarfuß in die Kirche zu gehen? — Indem er so darüber nachdachte und eben in ein Haus gehen wollte, um et=

was Milch für seine Mutter zu betteln, so mußte er bei der Kirche vorbeigehen. Er fand die Thüre offen, und den Pfarrer auf der Kanzel stehen, und hörte ihn predigen. Da er nun merkte, daß wenig Leute in der Kirche waren, die noch dazu nahe um die Kanzel herumsaßen, so schlich er sich sacht hinein, stellte sich hinter einen Pfeiler, und guckte so neben vorbei nach dem Pfarrer, um ihn desto besser zu verstehen. Grade in dem Augenblick, als der arme Junge anfing zu horchen, sagte der Pfarrer: „Unser Herr Jesus Christus war selbst arm; er besaß nicht so viel Eigenes in der Welt, wohin er sein Haupt hätte legen können. Wenn der Arme fromm und gottesfürchtig ist, so ist er Jesus Christus viel näher verwandt, als der Reiche, denn er sieht ihn als seinen Bruder an; und wenn der Arme fest auf den Herrn vertraut, und nicht daran zweifelt, daß er für ihn sorgen wird, und wenn er dann dabei auch das Seine thut und fleißig ist, so wird es ihm am Nöthigen nicht fehlen.

Der arme Peter horchte mit beiden Ohren, und es war ihm, als wenn er aus einem Traum erwachte; die Thränen kamen ihm in die Augen, und es fiel ihm ein, daß sich seine Mutter auch oft mit solchen Gedanken getröstet hätte; aber er hatte das nie recht verstanden; jetzt war der arme Junge tief und innig gerührt, er versteckte sich hinter dem Pfeiler und betete: „Lieber Herr Jesus Christus! wenn

du denn meiner Mutter Bruder bist, so gieb uns doch auch, was wir nöthig haben, damit ich nicht mehr zu betteln brauche." Nun ging er wieder aus der Kirche, und in etliche Häuser, um Milch zu betteln; allein er bekam keine. Da war die Kirche aus, und er sah den Pfarrer nach Hause gehen. Von weiten schlich er dem lieben Mann nach und dachte: Er muß wohl auch den Armen recht gut sein, ich will nun sehen, ob er mir auch was giebt. Da er nun hinter dem Pfarrer her ins Pfarrhaus trat, so fragte ihn dieser freundlich, was willst du liebes Kind? Peter antwortete: „Etwas Milch für meine kranke Mutter. Nun erkundigte sich der Pfarrer weiter nach der kranken Mutter, erfuhr auch, wie der Knabe in der Kirche gewesen war, und ging mit ihm zu seiner Mutter. Dann sammelte er das Nöthige für sie bei den reichen Bauern ein, so daß Peter nicht mehr zu betteln brauchte. Er wurde auch reinlich gekleidet und in die Schule geschickt. Hier lernte er nun noch mehr vom Herrn Christus und gewann ihn sehr lieb. Er wurde auch ein frommer und tüchtiger Mann, und Gott und Menschen hatten an ihm ein Wohlgefallen.

142. Der betende Prinz.

Ein Prinz flüchtete sich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm Niemand mit sich, als einen einzigen alten Diener. Um

nicht erkannt zu werden, waren beide gar nicht kostbar, sondern nur sehr einfach gekleidet.

Eines Abends spät kamen sie nun zu einem abgelegenen Bauernhofe im Gebirge, und blieben da über Nacht. Der Prinz konnte aber nicht schlafen, es war ihm sehr bange vor dem Feinde, und überdies ging ihm das Geld aus, mit dem er sich in der Eile nicht hinreichend versehen hatte. Er stand daher in der Nacht auf, kniete in der einsamen Kammer nieder, und betete lange im Stillen. Da ihm aber das Herz gar so schwer war, so sagte er einmal mit einem tiefen Seufzer und lauter Stimme: "O Gott, erbarme dich eines armen Prinzen!"

Diese Worte hörte der Bauer und sprach am Morgen zu dem Bedienten: "Ich weiss, Euer Herr ist ein Prinz; sagt mir doch, warum er so traurig ist!" Der Bediente gestand die Wahrheit, und bat, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig und mit Zähren in den Augen in die Kammer und sprach: "Lieber Prinz! Ihr nächliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Ehre, und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke,

bis

bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit sein sollen."

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Der Prinz langte glücklich bei einem verwandten Fürsten an, und ersetzte in der Folge den braven Bauer das Geld zehnfach.

Bet' recht von Herzen in der Noth,
So rettet dich der liebe Gott.

143. Der arme Florentin.

An einem schönen Nachmittage um die Zeit der Weinlese, wenn die Blätter gelb werden, und bei dem geringsten Lüftchen knisternd von den Bäumen rieseln, wenn alle Getreidefelder kahl sind, die Kühe in kleinen Heerden über die Stoppeln hinweiden, und jeder Hügel einen schiefen langen Schatten über die Gefilde hinwirft; kam der arme Florentin, ein Knabe von zehn Jahren, einen einsamen Fußpfad den Berg herabgegangen. Er war barfuß, seine schwarzbraunen Füße, mit einer dicken Schwiele überzogen, hatten sich gewöhnt ohne Verletzung auf scharfen Steinen hinzugehen; seine Haut war durch Kälte, Sonnenschein, Regen und Wind so abgehär-

tet, daß ihn auch das Ritzen der Dornen und Disteln am Wege nicht schmerzte. Er war mit einem zerrissenen kleinen Hemdchen und mit erbettelten leinenen zerlumpten Kleidern behangen; seinen runden vollwangigen, schön gelockten Kopf bedeckte ein zerrissener, von Alter grau gewordener, großer Hut, durch dessen Spalten die weißlichen Haare in Fülle hervorquollen; an seiner Seite hing sein Brodsack, und in der Hand hatte er einen starken haselnen Stock, die feindlichen Hunde damit abzuwehren.

So wie er den Fußpfad schief den Berg herab kam, sah er vor sich eine schöne Wiese, und jenseits der Wiese einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dicker Rauch emporstieg; rechter Hand, einen Steinwurf weit vom Wege, lag ein Rübenstück, welches rund um mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hingen, die, wenn sie der Wind bewegte, das Wild zu verscheuchen bestimmt waren.

Der arme Florentin eilte hin in die Wiese an den Bach, legte sich, trank, und setzte sich neben einen Erlenstrauch auf den Rasen hin; er war hungrig, daher machte er seinen Sack auf, und als er nur Krumen und ein paar trockene Bissen Brodes fand, gingen ihm seine hellen blauen Augen über und die Thränen flossen ihm häufig die braunen Wangen herunter, er seufzte tief, und sagte bei sich

selbst: „O meine liebe Mutter, nun hab' ich dich nicht mehr!" — Er weinte laut; — „immer hattest du Brod, und wenn mein Sack leer war, so gabst du mir von dem deinen; — jetzt bin ich oft hungrig, und dann hab' ich nicht viel." Er guckte wieder in den Sack in alle Ecken, las alle Brocken zusammen und aß sie. Nun fuhr er wieder fort: „O liebe Mutter, wenn du nur nicht gestorben wärest? Dein armer Florentin geht nun in der Welt allein betteln, wie ein armes Küchlein, das seine Gluckhenne verloren hat, umhergeht und kläglich pipt. — Du sagtest mir oft: Unser Herrgott habe alle Menschen lieb, er sähe sie alle, wenn sie Ihn auch nicht sehen, und wenn man auch vor Ihm bettelte, so sei Er gut und gäbe einem oft etwas. Nun lieber Gott! ich will auch an deiner Thür betteln; du mußt wohl reich und groß sein, weil du den Himmel, die Sonne und alles gemacht hast; gieb mir doch diese Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht so frieren muß! Gieb doch auch dem armen Florentin etwas!" — Nun weinte er wieder. — „O liebe Mutter! — aber sie ist nun todt, und ich sehe sie nicht wieder, und so eine Mutter bekomme ich in meinem Leben nicht wieder." — So klagte er, dann fiel ihm ein, er habe gesehen, daß die Leute schwarze Kleider haben, schwarz Zeug auf dem Hut tragen, wenn ihnen Jemand gestorben ist, und daß andere Leute, wenn sie das sehen, traurig

werden und Mitleiden mit denen haben, die solche Kleider tragen; aber der arme Florentin hatte so nichts.

Indem er so bei sich klagte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, und er bekam Lust, rohe Rüben zu essen; aber seine Mutter hatte ihm befohlen, nie etwas zu stehlen. Indessen kam ein Mädchen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete, um sie neben dem Rübenfelde auf den Stoppeln zu weiden. Der arme Florentin machte sich nun auf, und wanderte zu dem Mädchen hin. Es war ein Bauermädchen, auch etwa zehn Jahre alt; sie weidete ihre Ziege ruhig und ließ den Knaben zu sich kommen, ohne sich zu fürchten.

Mädchen, fing er an: Ich möchte gern ein paar Rüben essen, aber ich darf nicht, gehören sie euch zu?

Ja! wo bist du her?

Lieber Gott! ich habe keine Heimath, ich bin ein armer Knabe, ich heiße Florentin, die Leute heißen mich aber den armen Flor.

Das Mädchen machte eine sehr freundliche Miene, du heißest Florentin, sagte sie; das ist ein gar schöner Name; ich heiße Rosine.

Das ist auch ein gar schöner Name; aber meine Mutter hieß Helene. Der Name ist doch noch hübscher.

„Wo ist denn deine Mutter?“

Sie ist gestorben und begraben.

Nun machte das Mädchen eine traurige Miene. „Du armer Florentin, sagte sie; wie lang ist sie todt?“

Schon acht Tage. Der Knabe weinte wieder, und das Mädchen hatte auch nasse Augen.

„Hör, Florentin: Du sollst keine rohe Rüben essen; bist du denn hungrig?“

Ja ich bin hungrig, Rosine!

„Nun, so will ich mein Nachmittagsbrod mit dir theilen.“ Hier zog sie ein doppelt geschlagenes Butterbrod aus der Tasche.

Nein, sagte Florentin, da eß ich nichts davon; du hast sonst nicht genug.

„O! ich bin gar nicht hungrig, auch eß ich mich diesen Abend wieder satt, und du weißt noch nicht, wo du diesen Abend etwas bekommst.“ Nun zog sie ein kleines Messerchen aus dem Sacke, und theilte das Butterbrod in zwei ungleiche Theile, das größere aber gab sie dem armen Florentin. Die beiden saßen beisammen, und aßen sehr vergnügt. Nun fielen dem armen Knaben aber wieder die Trauerkleider ein. Hör, Rosine! (fing er an, nachdem er seinen Antheil aufgegessen hatte) die Leute haben so etwas Schwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand gestorben ist, ich möchte auch gern etwas haben, aber ich hab nichts.

„Ja freilich du armer Florentin! du solltest einen Flor auf dem Hute haben; ich habe auch keinen,

sonst geb ich dir ihn." Indem schaute sie umher, und siehe, dort hing an dem Faden, welcher um das Rübenfeld gezogen war, ein Stück von einem alten schwarzen kreppenen Rocke von ihrer Mutter. Flugs sprang sie hin, riß einige lange Streifen davon ab und brachte sie. Der arme Florentin sprang auf, freute sich, sie aber setzte sich und suchte Stecknadeln zusammen, und Florentin gab ihr seinen Hut hin. Allein jeder Versuch die Lappen ordentlich auf den Hut zu bringen, war vergeblich; denn er war so fest vernäht, daß man sie nicht dazwischen durchschieben konnte.

Endlich fing das Mädchen an: Da fällt mir etwas ein: Unser Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er trauerte. Das geht an, versetzte Florentin, und flugs hatte ihm Rosine die alten schwarzen kreppenen Streifen mit Stecknadeln um den zerlumpten Arm ziemlich ordentlich befestigt.

Die beiden brachten in vertraulichen und kindlichen Gesprächen noch etwa eine Stunde zu; nun aber begann es Abend und kühl zu werden.

„Aber Florentin! sagte Rosine, wo wirst du diese Nacht schlafen?"

„Darf ich denn nicht mit in euer Dorf gehen?"

„Ach nein! wir haben einen bösen Nachtwächter, der jagt dich fort!" —

„Bekümmere dich nicht, Rosine! ich habe noch immer einen Ort gefunden, wo ich herbergen kann,

aber ich geh nicht gern von dir." — Die Thränen standen ihm in den Augen, Rosine weinte auch. Hör! sagte sie endlich, siehst du dort den Rauch oben im Wald? Er antwortete: Ja! Da ist ein Kohlenbrenner, fuhr sie fort; das ist gar ein guter Mann, der nimmt all die Leute ins Haus, wenn sie der Nachtwächter fortjagt; da geh du hin!

Nun stand Florentin auf, nahm seinen Stock und dankte und grüßte Rosinen herzlich, und wanderte fort, auf den Kohlenbrenner zu. Rosine aber trieb ihre Ziege nach Haus.

Ruprecht Kehl, der Kohlenbrenner, wohnte in dem Dorfe, in welchem auch Rosine mit ihren Eltern war. Dieses Dorf lag am Ende des Thales unter einem Berge und bestand aus dreißig wirthschaftlichen Familien, die sich alle vom Ackerbaue und der Viehzucht ordentlich nährten. Unter allen war vielleicht der Kohlenbrenner Ruprecht Kehl der wohlhabendste. Er war ein langer, hagerer siebenzigjähriger Mann, mit schneeweißen Haaren; seine Frau war schon vor vielen Jahren gestorben.

Er hatte eine Tochter bei sich verheirathet, die aber keine Kinder hatte. Ihr Mann hieß Lorenz, und war ein fleißiger und guter Bauer.

Der alte Ruprecht wandelte am Abend dieses Tages um seinen brennenden Kohlhaufen herum, zu sehen, was noch etwa vor der Nacht daran zu thun sei.

Die nach dem fernen westlichen Gebirge sich zum Untergange neigende Sonne strahlte zwischen den Baumstämmen auf den ehrlichen Alten her, und er begann eben sein Abendlied zu singen, als der arme Florentin durch's Laub daher rauschte und auf ihm zu kam. Vater! fing er an, wollt ihr mich diese Nacht wohl beherbergen?

„Das weiß ich noch nicht."

O, beherberget mich doch! Da war ein Mädchen auf dem Felde, das hieß Rosine, und hütete eine Ziege, das sagte mir: ihr wäret ein so guter Mann, ihr würdet mich beherbergen.

„Das könnte wohl geschehen, wenn ich nur wüßte, daß du ein braver Knabe wärest; denn schau! böse Kinder kann ich nicht leiden. Bist du denn allein?"

Ja! meine Mutter ist vor acht Tagen gestorben, ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder und keine Schwester mehr.

„Wie alt bist du?"

Ich bin im zehnten Jahre.

„Hör, Junge! wenn ich wüßte — doch bleib da bei mir, ich will dich herbergen. Bist du auch hungrig?"

Nein, jetzt nicht mehr. Rosine hat mir ein großes Stück Butterbrod gegeben.

Rosine ist ein braves Mädchen. Aber hör, Junge! Rosine war nun so gut gegen dich, warst

du denn auch gut gegen sie? — Schau! da geben dir die Leute immer zu essen und herbergen dich, und sind dir doch nichts schuldig; denkst du auch wohl daran?

O ja, Vater! meine sel. Mutter sagte oft: Guck, Florentin! die Leute sind uns nichts schuldig und geben uns doch zu essen; wenn du nun groß wärst, mußt du arbeiten lernen und den Leuten wieder Gutes thun. Aber, da denk ich denn so: Wenn ich so herumgehe zu betteln, wie kann ich überall den Leuten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? Und da wünsch ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte, ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der alte Ruprecht lachte herzlich und fragte: „Ja, warum bettelte denn deine Mutter? Warum arbeitete sie nicht?"

Ach lieber Gott! sie war immer krank.

„Das ist ein anders. Junge! du gefällst mir, ich will dich herbergen und dir auch zu essen geben. Aber, bist du denn auch des Bettelns müde?"

O Vater! wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollt' ich gerne nur immer Brod essen und Wasser trinken und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so daran, wie ich eben bei Rosine war; warum ich betteln müßte und Rosine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz leid.

„Warte, du Junge! setz dich da bei der Kohlhütte nieder," nun sang Ruprecht sein Abendlied wieder fort.

Nachdem die Sonne nun untergegangen war und der Mond mit seiner vollen gelben Scheibe durch die Baumäste schimmerte, kam Ruprechts Tochter mit einem Korbe auf dem Kopfe, um ihrem Vater sein Essen zu bringen. Der Alte eilte ihr entgegen, half ihr den Korb vom Kopfe heben und fing an: Schau, Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Florentin, er hat keine Mutter, keinen Vater und keine Geschwister; er gefällt mir, nimm ihn mit und beherberge ihn. Ich wollte, daß du ihn einige Tage im Hause behieltest.

Das will ich gern thun, antwortete Martha, man lernt dann sein Gemüth kennen.

So ist's, fuhr der Alte fort, wenn er brav ist, und sonst keinen Anhang hat, und die Wahrheit gesagt hat, so könnt ich ihn behalten und aufziehen; du hast ja doch keine Kinder, man muß aber auch hören, was dein Mann dazu sagt.

Freilich! versetzte Martha: Der wird aber nichts dagegen haben, wenn ihr und ich damit zufrieden sind.

Der arme Florentin stand auf, hüpfte vor Freuden, kam herbei, stand vor Martha hin und lächelte ihr ins Gesicht wie ein Engel. Marthe

gingen nun die Augen über. Ei, sagte sie, das ist ja ein lieber Knabe, komm du mit mir nach Hause, und wenn du brav ist; so will ich deine Mutter sein.

Florentin sah auf seinen Arm und sagte: Ja, ich will brav sein.

„Was hast du da um den Arm?" fragte Martha.

Ich habe da etwas Schwarzes um den Arm, weil meine Mutter gestorben ist.

„Du armer Schelm! wer hat dir das umgesteckt?"

Ein Mädchen dort bei dem Rübenfeld, es heißt Rosine.

„Rosine ist gar ein braves Mädchen. Aber, wie lange willst du denn das Ding um deinen Arm tragen?"

So lang, bis ihr gewiß wißt, daß ich brav bin.

Der alte Ruprecht und Martha sahen sich an, und verwunderten sich. Ha! sagte Ruprecht, der Junge hat Menschenverstand.

Weiß Gott; fuhr Martha fort, er denkt, denn bekäm er mich zur Mutter und dann brauch er nicht mehr zu trauern. Junge, geh mit.

Martha wünscht nun ihrem alten Vater freundlich eine gute Nacht.

Er dankte ihr und sagte: Grüß mir deinen Mann! Florentin wünschte ihm auch eine gute Nacht. Ruprecht dankte ihm und sagte: Junge,

mach, daß dein Flor vom Arm kommt! Er antwortete: Den laß ich um, bis hier diese Mutter sagt, ich soll ihn abthun. Martha nahm ihn an der Hand, ging mit ihm fort, und verplauderte den ganzen Weg mit ihm bis in die Hausthüre.

Lorenz, ihr Mann, saß am Feuer, mit dem Ellenbogen auf die Kniee gestützt. Sieh hier, Lorenz! fing Martha an, da schickt dir mein Vater einen Sohn, wenn du willst, er läßt dich auch grüßen. Lorenz drehte den Kopf um, sah den Jungen trocken an und sagte: Ich danke. Nun that Martha ihre Geschäfte und sagte nichts weiter.

Florentin stellte sich Lorenzen gegenüber und sah ihm starr in's Gesicht; denn dem Manne traute er nicht. Lorenz sah ihn ebenfalls mit unverwandten Augen an. Als dies eine Weile gedauert hatte, kratzte sich Florentin hinter den Ohren und sah sich nach Martha um. Diese aber kehrte sich auch an ihn nicht, sondern fütterte ihr Vieh. Indessen guckte ihm Lorenz noch immer starr und trocken in's Gesicht. Florentin konnte den Blick nicht länger mehr ausstehen; er drehte sich um und fing still an zu weinen. Lorenz merkte wohl, wo es ihm fehlte, und das Weinen des Knaben war ihm schon Zeugniß genug von seinem Herzen. Er brach nun das Stillschweigen und fing an: „Junge, wie heißest du?"

Der arme Knabe fuhr zusammen, als er von diesem ernsten Gesichte eine Stimme vernahm. Zitternd antwortete er: „Ich heiße Florentin."

„So komm her, Florentin."

Der Knabe machte sich schüchtern herzu.

„Gieb mir deinen Brodsack her!"

Florentin guckte ihn mit offenem Munde und Augen an und zog langsam den Sack von der Schulter. Lorenz nahm den Sack, rollte ihn zusammen und legte ihn an's Feuer. Den brauchst du nun nicht mehr, sagte er.

Florentin that einen tiefen Seufzer, dieß war eine Stimme der Natur, die Gott von Herzen dankte. Er guckte starr in's Feuer, seufzte noch ein paar Mal und Thränen rollten ihm die vollen Wangen herunter.

Martha kam indessen auch an's Feuer. Sie hatte wohl bemerkt, was ihr Mann gethan hatte. Da sie ihn aber genau kannte, so redete sie ihn nicht an, sondern schwieg ganz still: denn wenn seine Seele einen schönen Gang gehen wollte, so durfte man ihm kein Wort sagen, sonst wurde er gestört, und aus seinem ganzen schönen Plane ward nichts.

Nachdem er nun wieder eine Weile mit ernster Miene in's Feuer geguckt hatte, und der Brodsack nun zum Theile verbrannt war, so nahm er langsam die Feuerzange von der Wand und scharrte vollens die übrigen Lumpen in die Gluth, stützte sich

wieder auf seine Kniee und sah in's Feuer, bis alles in Asche verwandelt war. Nun stand er rasch auf. Florentin fuhr in einander und sprang zur Seite. Lorenz lächelte ein wenig und rief: Martha!

„Was willst du, Mann?“

Wo ist meine wollene Kappe?

„Sie liegt droben im Schranke.“

Höre Florentin! geh, wirf deinen Hut in den Stall.

Florentin lächelte, sprang hin und warf ihn weg. Lorenz ging nun die Treppe hinauf und holte eine schöne wollene Kappe und gab sie ihm.

Nun ging's nach und nach an's Essen. Lorenz deckte den Tisch und Martha brockte Brod in eine tiefe irdene Schüssel, schüttete eine süße Milch dazu und trug sie in die Stube. Florentin setzte sich indessen ganz geduldig an das Feuer, wo Lorenz gesessen hatte.

Über dem Essen erzählte nun Martha ihrem Manne alles, was zwischen ihrem Vater, ihr und dem Knaben vorgefallen war, und daß sie ihm versprochen habe, seine Mutter zu sein, wenn er sich brav aufführen würde.

„Dafür laß mich sorgen Martha! — antwortete Lorenz, das kommt auf die Erziehung an.“

Nicht ganz, lieber Mann! es giebt Kinder, die hart erzogen werden und doch nicht gerathen.

„Hart — und gut ist ein Unterschied; es kommt nur auf ein weiches Herz an.“

Eben das mein ich, lieber Lorenz! das mein ich.

„Nun ja! aber der Junge hat ein weiches Herz, er weinte, als ich ihn ernst ansah; weinte und seufzte, als sein Brodsack brannte.

Ein böser Knabe hätte, wenn ich ihn ernst angesehen hätte, entweder wie ein Schalk gelächelt oder hätte mürrisch ausgesehen. Und bei dem Brennen des Brodsackes hätte er entweder hart gelacht oder wäre bös geworden.

Er kommt mir auch vor als ein guter Knabe; er hat ein schönes, gutes Gesicht; er wird gar sauber aussehen, wenn er einmal gereinigt ist und in andern Kleidern steckt.

Die beiden ließen nun für den Florentin einen guten Theil Suppe in der Schüssel, aßen noch ein Butterbrod zusammen und riefen den armen Florentin in die Stube. Lorenz hieß ihn an den Tisch kommen, er selbst blieb auch daran sitzen; Martha aber hatte Geschäfte in der Küche.

Der Knabe saß nun am Tische, Lorenz legte ihm einen Löffel vor, und sagte: Nun iß dich satt, Florentin! Der gute Junge fing munter an zu essen. Über eine Weile fing Lorenz an: Sag mir doch, Florentin, was denkst du bei dem Essen? „Ich bin so froh, daß ich zu so guten Leuten gekommen bin.“

Aber warum sind wir denn so gut gegen dich? Du hast uns ja noch nichts gearbeitet, und wir kennen dich nicht einmal.

„Das weiß ich nicht?"

Besinne dich einmal, woher es kommt, daß wir gut gegen dich sind?

„Ich bin arm und da habt ihr Mitleiden mit mir, weil ihr gut seid."

Haben denn alle Leute solch Mitleid mit dir?

„O nein! solche Leute hab' ich noch nie angetroffen."

Aber, wir haben auch manchen Bettelknaben angetroffen, und noch keinem haben wir das gethan, was wir dir thun wollen. Junge! kennst du unsern Herr Gott?

„Meine selige Mutter hat mir viel von ihm gesagt, daß er alles geschaffen habe und daß er einen versorge und daß er den Leuten die Herzen — Ha! jetzt fällt mir etwas ein, o da dachte ich nicht dran!"

Was ist's denn? —

„O Gott! o Gott! (die Thränen kamen ihm in die Augen) diesen Nachmittag habe ich bei unsern Herr Gott gebettelt, er möchte mir doch diese Nacht eine gute Herberge bescheeren, und mir helfen, daß ich doch diesen Winter nicht zu frieren brauchte, und er möchte mir doch etwas geben. O Gott! o Gott! jetzt weiß ich's, er hat gemacht,

daß

daß ihr und der alte Vater und die Mutter mir gut geworden seid."

Lorenz trocknete sich die Augen und rief: Martha! Sie kam.

„Hör, Martha! der Knabe kann beten und Gott erhört ihn."

Er erzählte ihr, was Florentin gesagt hatte. Marthen gingen auch die Augen über. Lorenz! sagte sie, der Knabe soll unser Kind sein.

Martha machte ihren Florentin einige neue hübsche Hemden, und Lorenz kleidete ihn vom Haupte bis zum Fuß und gab ihm Alltags- und Sonntagskleider. Seine Schlafstelle bekam er in der Kammer des alten Ruprechts, der ihm alte Geschichten erzählte und viel Gutes sagte.

Nun rückte der Winter herbei, und Ruprecht, Lorenz und Martha fingen an zu überlegen, was sie mit ihrem gefundenen Knaben machen wollten. Es wurde endlich einhellig beschlossen, ihn diesen Winter in die Schule zu schicken: denn er kannte noch keinen Buchstaben, geschweige, daß er hätte lesen können.

Florentin war auch recht wohl damit zufrieden: denn er hörte oft den alten Ruprecht in der großen Hausbibel lesen, und dann wünschte er, solche Geschichten auch lesen zu können. Er fing also an, in die Schule zu gehen. Zu seiner größten Freude fand er auch Rosinen daselbst. Er hatte sie schon

zuweilen gesehen, aber wenig mit ihr reden können; denn Lorenz erlaubte ihm ganz und gar nicht, auf die Straße zu gehen und mit andern Knaben herumzulaufen, sondern er gab ihm immer Beschäftigungen im Hause, womit er die Zeit zubringen mußte. Rosine war ihrer Seits auch froh, mit Florentin umzugehen: denn er war nun reinlich und wohl gekleidet und sah viel besser aus als damals. Nur das einzige, was ihr an ihm mißfiel und warum sie sich seiner schämte, war, daß er auf der Schule zu allerunterst und unter den Knaben von 4 bis 5 Jahren saß. Dies konnte Rosine nicht ertragen, sie ging also zum Schullehrer, der ein gar braver, vernünftiger und sehr guter Lehrer war, und bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, Florentin das A B C zu lehren. Der Lehrer erlaubte ihr das mit Freuden, besonders, da sie außerordentlich gut lernte, singen konnte, schön schrieb, und Mädchen von zwölf Jahren unter sich hatte, denen sie beihalf.

Es währte auch gar nicht lang, so konnte Florentin nicht nur fertig lesen, sondern er begriff auch alles, was er las; er fing nun auch an, zu schreiben und den Katechismus zu lernen.

Rosinens Eltern waren auch ziemlich wohlhabende und gutherzige Bauersleute, doch waren sie nicht so mildthätig, als Ruprechts Leute, hatten auch nicht so viel Verstand.

Rosinens Vater hieß Niklas, und ihre Mutter Klara; sie war eine sehr gute, liebe Frau; sie hatten keine Kinder, als Rosine, und liebten das Mädchen über die Maßen, doch erzogen sie dasselbe nicht weichlich, sondern recht ordentlich.

Als nun Ruprecht und Lorenz sahen, daß der Knabe so fleißig war und so herrliche Gaben hatte, gewannen sie ihn noch lieber, und besonders als sie gar keine Neigung zu läppischem Muthwillen an ihm fanden. Er that, was man ihn hieß, mit Freuden und hurtig, und wenn er's gethan hatte, so las er entweder, oder kritzelte mit der Feder. Zuweilen kam auch der Lehrer des Abends hin zu Lorenzen und Ruprecht, und dann redeten sie zusammen von Florentin, und was man noch aus ihm machen könnte. Auch wurde oft von Rosinen gesprochen, daß sie ein so gar ordentliches Mädchen wäre, und wie lieb sich die beiden Kinder hätten.

Nun trug man dem Knaben auf, daß er Sonntags Nachmittag allemal der Haushaltung ein paar Kapitel aus der Bibel vorlesen müsse. Dieses Vorleseamt übernahm er gar gern. Ruprecht sagte zu ihm: Florentin! wenn du diese Woche recht fromm, brav und fleißig bist, so darfst du den Sonntag für mich in der Bibel vorlesen! — Dieses that er denn mit so vielem Nachdrucke und ordentlicher Aussprache, daß man wohl schließen

konnte, er müsse verstehen, was er läse. Rosine kam gewöhnlich auch hin, um Florentin zu besuchen, und las dann auch wohl ein Kapitel. Alle Sonntage, wenn nur ziemlich Wetter war, mußte er in die Kirche gehen. Rosine begleitete ihn fast allemal, oder er sie, so daß Alles im Dorfe sich über die braven Kinder freute und gar gut von ihnen redete. So wuchsen die Kinder heran, lernten recht und nahmen zu an allen guten Eigenschaften und wurden verständige, arbeitsame und rechtschaffene Leute, die bei Gott und den Menschen wohlgefällig waren.

141. Abendgedanken.

Der Tag ist nun vollendet!
Der Gott der Liebe sendet
Die stille Nacht uns zu.
Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen,
Und Alles eilt zur süßen Ruh.

Der Herr versäumet keinen;
Der andern Welt zu scheinen,
Geht seine Sonne hin.
Vergnügt und ohne Sorgen
Schlaf' ich bis an den Morgen,
Wenn ich bei Gott in Gnaden bin.

145. Wozu bist du da?

Franz fragte seinen Vater, als dieser einen Baum pflanzte; "Warum pflanzest du nur den kleinen Baum, der trägt ja noch nichts?" Trägst du denn schon Früchte, antwortete der Vater? und doch nähre und pflege und unterrichte ich dich, weil ich hoffe, du sollst gross werden und dann auch viel Gutes auf Erden wirken. Eben so der Baum, er wird, wie ich hoffe, wachsen, blühen Früchte tragen, und wenn er endlich abstirbt, kann man auch das Holz verbrennen. Ein guter Baum ist also viel werth;

Im Lenz ergötzt er dich;
Im Sommer kühlt er dich;
Im Herbst ernährt er dich;
Im Winter wärmt er dich.

Dazu habe ich ihn gepflanzt, das ist seine Bestimmung.

So hat jedes Ding auf der Erde seine Bestimmung, denn der, welcher die Erde und was auf der Erde ist, gemacht hat, ist so weise, dass er nichts umsonst gemacht hat. Das Kleinste wie das Grösste ist zu irgend etwas da.

Aber wozu bin ich denn da? fragte Franz. Ich freue mich, dass du so fragst, antwortete

der Vater, jeder Mensch sollte sich alle Tage so fragen, so würde auch Jeder die Antwort in sich selbst finden. Jeder Mensch hat in sich ein Gefühl, welches ihn lobt, wenn er Etwas recht gemacht hat, und ihn tadelt, wenn er Etwas unrecht gemacht hat; dieses Gefühl heisst das Gewissen. Wer diesem Gewissen immer folgt, der ist recht zufrieden und glücklich; wer aber anders handelt, als das Gewissen befiehlt, den quält und peinigt nicht nur das Gewissen, indem es ihn unaufhörlich tadelt, sondern er raubt sich auch die Liebe andrer Menschen und zerstört sein Glück.

Du sollst, was gut ist, wissen und können; du sollst es wollen; du sollst es thun. Dies ist die Bestimmung des Menschen, dazu bin ich da; dazu bist du da; dazu sind Alle da. Wer es so begreift und so darnach handelt, der ist auch nützlich und glücklich.

Nach Schwabe.

146. Gott.

Woher sind nun die Menschen?
Woher die vielen Thiere?
Kein Mensch kann Menschen schaffen.
Woher sind alle Bäume?
Woher die schönen Blumen?

Kein Mensch kann Bäume schaffen.
Kein Mensch kann Blumen schaffen.
Wer macht, daß in der Erde
So viele schöne Steine,
Und Gold und Silber wachsen?
Kein Mensch ist dies im Stande.

Wer schuf den hohen Himmel
Mit all' den schönen Sternen?
Entstand er wohl von selbst?
Kein Haus entsteht von selbst.
Die Menschen müssen's bauen.
Sie müssen Steine brechen,
Sie müssen Ziegel brennen,
Sie müssen Kalk bereiten,
Sie müssen Bäume fällen,
Und künstlich sie behauen
Und in einander fügen.
Kein Steinchen rückt zum andern,
Wenn keiner sie vereinet.
Kein Steinchen bleibt beim andern,
Wenn niemand sie verbindet.
Wie hätte nun der Himmel
Mit all den schönen Sternen
Von selbst entstehen können?

Kein Haus bleibt immer stehen,
Wenn es einmal gebaut ist.
Es wird am Ende schadhaft

Und stürzet in einander,
Wenn keiner es bewahret.
Wer hält nun das Gebäude
Des Himmels, das so alt ist,
Stets in so gutem Stande,
Daß es nie schadhaft wird?
Daß es vielmehr so schön bleibt,
Als es im Anfang war?

Wer ist's? Wer läßt uns täglich
Die liebe Sonne scheinen?
Wer führt am stillen Abend
Den goldnen Mond herauf?
Wer läßt die Wolken regnen,
Die Erde zu erquicken?
Wer läßt den Blitz entstehen?
Wer läßt den Donner schallen?
Kein Mensch ist dies im Stande.

Wer läßt die Tage werden?
Wer läßt die Nächte folgen?
Wer läßt die Jahreszeiten,
Den Frühling und den Sommer,
Den Herbst und dann den Winter,
In solcher Ordnung wechseln?
Kein Mensch ist dies im Stande.
Doch kommt die liebe Sonne
Ein Jahr, so wie das andre,
Mit jedem neuen Tage

Zu der bestimmten Stunde
Und bleibt nicht Einmal aus.
Ist sie von selbst gekommen?

Seht nur auf jenem Thurme
Das Uhrwerk, das die Stunden
So regelmäßig zeiget,
Besteht es durch sich selber?
Muß nicht der Künstler kommen
Und zu gewissen Zeiten
Es aufziehn, richtig stellen?
Wer stellet nun am Himmel
Das wunderbare Uhrwerk
Der Sonne und des Mondes,
Das schon viel tausend Jahre
So regelmäßig gehet?

Vernehmt es, lieben Kinder,
Mit Ehrfurcht und mit Freude:
Es ist ein lieber Vater
Dort oben in dem Himmel;
Ein Vater aller Menschen,
Den wir nicht sehen können;
Der hat den schönen Himmel,
Die Sonne mit den Sternen,
Die Erde mit den Blumen,
Die Bäume mit den Früchten,
Die Menschen und die Thiere,
Kurz, alles werden lassen.

Gott heißt sein großer Name!
Er ist der Herr des Weltalls,
Der Schöpfer aller Dinge,
Der mächtige Erhalter des Himmels und der Erde!

Doch wenn wir diesen Schöpfer
Und mächtigen Erhalter
Des Himmels und der Erde
Nicht sehn mit unsern Augen,
So können wir doch Vieles,
Sehr viel von ihm erkennen,
Wenn wir auf seine Werke
Mit Lernbegierde achten,
Und dankbar froh bemerken,
Wie groß, wie schön, wie künstlich
Sie insgesammt gemacht sind.
Auch lernen wir Gott kennen,
Wenn wir mit Ehrfurcht merken,
Wie Gott die Welt regieret,
Wie er das Thun der Menschen,
Ihr Schicksal, ihre Leiden,
Zu ihrer Wohlfahrt lenket
Und alles, alles segnet.
Wie er das Herz erfreuet,
Und seine Kinder schützet
Mit Macht und Vatertreue.

Groß ist das Weltgebäude,
Das Gott erschaffen hat.

Groß ist der Kreis der Erde;
Denn auf der Erde stehen
Viel tausend, tausend Städte,
Viel tausend, tausend Dörfer,
Uud zwischen diesen Städten
Und zwischen diesen Dörfern
Sind große weite Felder
Und ungemeßne Wälder,
Sind prächtige Gebirge,
Auch wasserlose Wüsten,
Und wo das Land sich endet,
Sind grenzenlose Meere.
Ja groß ist unsre Erde!
Und doch ist unsre Sonne,
Die uns am Tage leuchtet,
Viel tausend Male größer,
Als unsre ganze Erde.
Sehr groß ist unsre Erde,
Und doch sind selbst die Sterne,
Die uns so klein erscheinen,
Zu tausen Malen größer,
Als unsre große Erde.
Schön ist das Weltgebäude,
Schön ist der Sternenhimmel
In ungemeßner Ferne.
Ich blick hinauf und staune,
Daß jeglicher der Sterne,
Obgleich dem Aug' ein Pünktchen,

Als ungeheurer Körper,
Gleich unsrer großen Erde
Im Luftgewölbe hänget.

Seht diesen hohen Himmel
Mit seinen Sternenheeren,
Und diese weite Erde
Mit unzählbaren Thieren,
Mit Bäumen, Blumen, Kräutern
Hat Gottes Macht erschaffen.
Er wollt' es, und sie waren!
Er will es, und sie bleiben.
In unverrückter Ordnung
In wundervoller Schönheit.
Wie groß ist Gott, wie mächtig!

Wie stark sind heft'ge Winde!
Sie werfen Bäume nieder,
Sie reißen Häuser nieder,
Sie stürzen Wolken nieder —
Doch Gott sind sie gehorsam:
Wie groß ist Gott, wie mächtig!

Wie stark sind nicht die Blitze,
Sie tödten Menschen, Thiere,
Zerschmettern Bäume, Häuser;
Sie schmelzen Gold und Eisen
In einem Augenblicke,
Sie donnern so gewaltig,
Daß oft die Erde bebet;

Doch Gott sind sie gehorsam:
Wie groß ist Gott, wie mächtig!

Die Könige, die Fürsten
Nennt man zwar auch groß-mächtig,
Sie haben viele Diener,
Sie haben große Heere,
Befehlen vielen Menschen,
Beherrschen ganze Länder
Und sammeln reiche Schätze;
Doch gegen Gott gehalten
Sind sie nur schwache Menschen.
Denn er gebeut, sie sterben;
Dann ist ihr Glanz vernichtet,
Ihr Leib ein Raub der Würmer:
Wie groß ist Gott, wie mächtig!

Mit tiefer Ehrfurcht blick ich hin
Herr, zu des Himmels Höhen,
Wo Sonn' auf Sonne, Welt auf Welt
So schön geordnet stehen.
Auf deine Erde glänzt herab
Aus unermeßner Ferne
Des Mondes sanfter Silberglanz,
Das milde Licht der Sterne.
Du zählst o Unerforschlicher,
Der Sterne Millionen,
Und herrschest hier und segnest dort,
Wo deine Kinder wohnen.

Für wen schuf Gottes Güte
Wohl diese Welt so schön?
Für wen ist Frucht und Blüthe
In Thälern und auf Höhn?
Für wen ist Freud' und Wonne
Hier, wo das Echo schallt?
Für wen bestrahlt die Sonne
Die Felder und den Wald?

Für wen tönt das Getümmel
Der Heerden auf der Au?
Für wen wölbt sich der Himmel
So heiter und so blau?
Für wen sind jene Gründe,
So lieblich anzusehn?
Für wen weh'n kühle Winde?
Für wen ist alles schön?
Uns gab Gott ein Vermögen
Die Schönheit einzusehn,
Und seiner Liebe Segen
Zu fühlen, zu verstehn.
Uns sollte diese Wonne
Ein Ruf der Liebe sein,
Mit jeder Morgensonne
Ihm unser Herz zu weihn.

Splittegarb Lesebuch.

Anhang.

Lust und Liebe zu einem Dinge
Macht alle Mühe und Arbeit geringe. —

Besser ist es, einsam sein,
Als sich mit den Bösen freun,

Betrug und Unrecht mußt du scheun,
Sonst warten Schimpf und Schande dein.

Du mußt nicht naschen oder stehlen,
Auch was du findest, nicht verhehlen.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
Sind besser, als viel Geld und Gut.

Bei einem kleinen Schmerz mußt du nicht kindisch zagen;
Lern an dem kleinen jetzt den größern einst ertragen.

Das, was man zugesagt, muß man nicht treulos brechen,
Daher muß man auch nichts unüberlegt versprechen.

Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgnen blüht,
Sei immer fromm und gut, auch wenn dich niemand sieht.

Die Alten ehre stets! Du bleibst nicht ewig Kind;
Sie waren, was du bist, und du wirst, was sie sind.

Die Wahrheit rede stets, und wag es nie zu lügen:
Du kannst die Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.

Du ladest andre gern zu deinen Spielen ein,
Und zankst, sobald du spielst; geh, Zänker! spiel allein.

Ein Kind, das nicht auf Rath und gute Worte hört,
Und trotzig widerspricht, ist harter Strafe werth.

Es sei dir nichts so sehr als Eigensinn verhaßt:
Durch ihn wird man der Welt, so wie sich selbst zur Last.

Gieb Acht, daß nie dein Herz den weisen Spruch vergesse:
Man isset, das man lebt, und lebt nicht, daß man esse.

Hilf den Bekümmerten mit Worten und mit Händen;
Gieb reichlich und gieb gern; doch ohne zu verschwenden.

Ist es dir angenehm, wenn dich die Eltern lieben:
So mußt du sie auch nie durch Eigensinn betrüben.

Jagt dir die Einsamkeit im Finstern Schrecken ein:
So denke: Gott ist hier! Wie könnt ich furchtsam sein.

Der macht es, sprichst du stets, weit schlimmer noch als ich.
Nicht nach den Schlechteren, nach Bessern richte dich.

Kind scheue keinen Fleiß, um einst geschickt zu sein!
Bringt ein bebautes Feld nicht mehr, als Wüsten ein.

Kommt auch im Anfang dir die Arbeit sauer an;
So denke nur: Wie froh ist, wer sie treu gethan!

Befleißige dich stets, mein Kind, der Reinlichkeit!
Rein sei Gesicht und Hand, und rein sei Wäsch' und Kleid!

Nie freut ein guter Mensch sich bei des andern Leiden;
Er weint bei Andrer Schmerz, ist froh bei andrer Freuden.

Nimm auch dem kleinsten Wurm ohn' Ursach nicht sein Leben;
Er hat es nicht von dir, Gott hat es ihm gegeben.

Rührt dich ein schöner Spruch, so ruf ihn, dir zum Glücke
Und zur Ermunterung, recht oft ins Herz zurücke.

Sei geizig mit der Zeit! Man kann sie nicht erkaufen;
Sie kömmt auch nie zurück, ist sie einmal verlaufen.

Seid voll Verträglichkeit, ihr Schwestern und ihr Brüder!
Die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

Denk immer, eh du sprichst, und schweige sittsam still,
Sobald ein Älterer und Klügrer reden will.

Unedel ist es, reich, vergnügt und mächtig sein,
Und keinen Dürftigen und Traurigen erfreun.

Fleiß und Kunst liebt Jedermann;
Hast du Arbeit, frisch daran.

Gute Sprüche, weise Lehren,
Muß man üben, nicht blos hören.

Halt auf Ordnung, liebe sie,
Ordnung spart dir manche Müh.

Hast du genug, und Überfluß,
Denk an den, der darben muß.

Iß und trink mit Maaß und Freuden;
Übermaaß muß Schmerzen leiden.

Jugend gieb dem Alter Ehr;
Rede wenig, höre mehr.

Kinder sind noch unerfahren;
Der Verstand kommt nicht vor Jahren.

Lieb und Dankbarkeit gefällt,
Undank haßt die ganze Welt.

Mache dich beliebt, thu allen,
Was erlaubt ist, zu gefallen.

Nimm vor Fallen dich in Acht!
Lauf und springe mit Bedacht.

Nütze jeden deiner Tage!
Trägheit wird dir selbst zur Plage.

Ohne sanfte gute Sitten
Ist man nirgends wohl gelitten.

Prahle nicht mit deinen Sachen;
Das kann nur verächtlich machen.

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Rede wenig, und mach's wahr;
Was du kaufst, bezahle baar.

Rühme gern was rühmlich scheint,
Tadeln macht dir keinen Freund.

Schamhaft und bescheiden sein,
O das steht den Kindern fein!

Sprich wie der Verständge spricht;
Lisple, schnattre, stottre nicht.

Sprich die letzten Silben rein,
Merke, wo der Ton muß sein.

Unrecht mit Verdruß erwiedern,
Ist nicht edel, ziemt nicht Brüdern.

Vor Betrübniß, vor Gefahren,
Suche jeden zu bewahren.

Willst du, daß man dir nichts thu,
So laß Andre hübsch in Ruh.

Widersprichst du dreist den Alten,
Wird man dich für lieblos halten.

Wo du kannst, da decke du
Deines Nächsten Fehler zu.

An dem, was man dir gibt, laß dankbar dir genügen;
Wer nicht zufrieden ist, verdienet nichts zu kriegen.

Uns hat der güt'ge Gott in eine Welt gesetzt,
Die jeden, der sie kennt, und kennen lernt, ergötzt.

Verlangt man deinen Dienst, so öffne schnell dein Ohr,
Und eile liebreich selbst dem Bittenden zuvor.

Verspotte, liebes Kind, nie Schwachheit und Gebrechen!
Es könnte solcher Spott ein gleiches Unglück rächen.

Verschmäh den Armen nicht, er sei auch noch so klein;
Er ist ein Mensch wie du, und kann weit besser sein.

Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen;
So folge, ohne sie vorher warum? zu fragen.

Wenn du was Böses siehst, so thu es niemals nach,
Du bist so strafbar sonst, als der es selbst verbrach.

Wer freudig trägt, trägt leicht. Durch ungeduldig Toben,
Das uns so übel steht, wird keine Last gehoben.

Wer Unrecht liebt und thut, erbt einst den Himmel nicht:
Nie treffe mich, o Gott, dies schreckliche Gericht.

Nur Eins ist noth,
Kind, liebe Gott. —

Gott sieht dich, Kind,
Drum scheu' die Sünd. —

Für Speis' und Trank
Dem Geber Dank'. —

Ein dankbar Herz
Flammt himmelwärts. —

Vertrau auf Gott,
Er hilft in Noth. —

Höchst elend ist,
Wer Gott vergißt. —

Wer Jesum ehrt,
Thut, was Er lehrt. —

Gebet und Fleiß
Macht gut und weis' —

Fromm, gut und rein,
Drei Edelstein. —

Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind. —

Beim Eigensinn
Ist kein Gewinn. —

Ein reines Herz
Erspart viel Schmerz. —

Kind, wirst du roth,
So warnt dich Gott. —

Wie Rosen blüht
Ein rein Gemüth. —

Bescheidenheit
Das schönste Kleid. —

Wer Lügen spricht,
Den glaubt man nicht. —

Die Heuchelei
Ein faules Ei. —

Verdientes Brod
Macht Wangen roth. —

Unmäßig sein
Bringt Schmach und Pein. —

Geiz macht ein Herz
Zu Stein und Erz. —

Ein frommer Mann
Hilft, wo er kann. —

Zorn, Haß und Neid
Bringt dir nur Leid. —

Still, sanft und mild,
Ein goldner Schild. —

Geduld im Leiden
Bringt Himmelsfreuden. —

Gutsein, nicht Gold,
Macht lieb und hold. —

Ein gut Gewissen,
Ein sanftes Kissen. —

Wer Gutes thut,
Hat frohen Muth. —

Zur Ewigkeit
Sei stets breit. —

Weltlust vergeht,
Tugend besteht. —

Den Frommen lohnen
Dort ew'ge Kronen. —

Fängst du dein Werk mit Beten an,
Ist es zur Hälfte schon gethan.

Streb' in der Jugend
Nach Ehr' und Tugend,
Und leb' ohn' Tadel,
So bist du von Adel.

Ein frommes Herz,
Das sei mein Schatz auf Erden,
Sonst alles, nur nicht dies,
Kann mir entrissen werden.

Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht's schlimmer.

Räthsel.

Mein Licht bringt dem Müden Ruh. —

Es folgt uns stets, doch nur bei Licht,
Und schnell verschwindet es, so bald's an dem gebricht.

Mit fremden Fett werd' ich ernährt,
Damit die Flamme mich verzehrt. —

Oftmals spaziere ich ins Freie hinaus,
Und doch verlaß ich nie mein Haus.

Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit,
Weiß am Körper, blau an Kleid,
Kleiner Kinder große Freud.

Es sind zwei Fenster, die man trägt,
Wo jedes, wenn man will sich regt,
Man guckt durch sie nicht in das Haus,
Doch desto mehr guckt man hinaus.

Ich bin von einem Thier, oft nährst du dich von mir,
Doch zehr' ich von mir selbst, leucht ich im Dunklen dir.

Weiß kam ich auf die Welt; ich ward
Ganz grün, doch du verschmähtest mich.
Dann ward ich roth und schwarz, mein Herz wie Stein so hart;
Nun nahmst du mich, und ich erquickte dich.

Am Tage hab' ich nichts zu thun,
Da läßt man mich im Winkel ruh'n.
Allein kaum bricht die Nacht herein,
So schluck ich Feu'r und Flamme ein.

Man trifft mich an in jedem Haus
Bald seh ich weiß, bald schwarz und grau auch aus;
Obgleich mich niemand missen kann,
Sieht man mich kaum im Sommer an;
So bald ich Dienste leisten soll,
Stopft man mir meinen Bauch recht voll;

Dann sucht und lobt mich jeder laut,
Und dankt dem Mann, der mich erbaut.

Ich bin am dunkelsten, wenn es am hellsten ist;
Am wärmsten, wenn's am kältsten ist;
Am kältsten, wenn's am wärmsten ist.

Im Lenz erfreu ich dich,
Im Sommer kühl ich dich,
Im Herbst erquick ich dich,
Im Winter wärm ich dich.

Ich wachse aus der Erde und kleide jedermann,
Den Kaiser und den König und auch den Bettelmann.

Aus einem weit entlegnen Land,
Von einem Baum dir zugesandt,
Zerrupft, zerkratzt von deiner Hand,
Verschaff ich dir ein fein Gewand.

Ich bin das Nützlichste für dich wohl auf der Erde;
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde,
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehn,
Ich muß durchs Wasser, dann durchs Feuer gehn;
Und alles, was man mir schon Hartes angethan,
Beschließt das Messer und der Zahn.

Ich weiß ein Ding, das bald erschreckt
Und bald erfreut, das ohne Zunge leckt,
Das ohne Zahn und Magen,

Doch unersättlicher, als manches Freßthier, frißt.
Es frißt und frißt,
So lang etwas zu fressen ist.
Nur Wasser kann es nicht vertragen;
So bald es trinkt erlischt sein gluterfüllter Blick;
Es stirbt dahin in einem Augenblick.

Im Winter werfen sich mit mir die muntern Knaben,
Im Sommer kannst du mich am Strauch als Blume haben.

(Sylbenräthsel.)

Die beiden ersten Sylben nützen Flur und Wiesen,
Erquicken dürres Feld und Land.
Die beiden letzten dienten sonst zum Schießen
Eh' man das Pulver noch erfand.
Das Ganze ist des Himmels schönste Pracht,
Wenn heller Sonnenschein durch feuchte Wolken lacht.

An Gottes Segen ist alles gelegen.
Alles zu seiner Zeit.
An vielen Lachen erkennt man einen Narren.
Aus einem Näscher wird leicht ein Dieb.
All zu viel ist ungesund.
Bete und arbeite.
Böse Geschwätze verderben gute Sitten.
Besser arm in Ehre, als reich in Schande.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.
Der Ochse freut sich nur des Grases,
Nicht dessen, der es wachsen läßt.
Den Vogel kennt man an seinen Federn.
Der Hehler ist so, wie der Stehler.
Eile mit Weile.
Eigenlob stinkt, Andrer Lob klingt.
Ehrlich währt am längsten.
Ein voller Bauch studirt nicht gern.
Ein reudiges Schaf steckt oft die ganze Heerde an.
Frisch gethan ist halb vollbracht.
Früh zu Bett, und früh wieder auf,
macht gesund, und reich im Kauf.
Gute Worte finden gute Orte.
Gute Bäume tragen zeitig.
Gleich und Gleich gesellt sich gern.
Heute roth, morgen todt.
Hunger ist der beste Koch.
Jung gewohnt, alt gethan.
Immer hinaus, immer hinein,
werdet ihr bald auf dem Boden sein.
Lerne was, so kannst du was;
spare was, so hast du was.
Mit gefangen, mit gehangen.
Müßiggang ist aller Laster Anfang.
Morgenstunde hat Gold im Munde.
Nach dem Regen scheint die Sonne.
Nach gescheh'ner Arbeit ist gut ruhen.

Ordnung erhält die Welt.
Recht thun läßt sanft ruh'n.
Schau in dein Haus, hernach heraus.
Schönheit vergeht, Tugend besteht.
Treue Hand geht durchs ganze Land.
Übermuth thut niemals gut.
Übung macht den Meister.
Unrecht Gut gedeiht nicht.
Versprechen muß man nie brechen.
Vorgethan und nachbedacht,
hat Manchen in groß Leid gebracht.
Wer etwas kann, den hält man werth,
den Ungeschickten Niemand begehrt.
Wer den Groschen nicht ehrt,
ist des Thalers nicht werth.
Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
Wer andern eine Grube gräbt fällt selbst hinein,
Wer Pech angreift besudelt sich.
Was du nicht willst, das man dir thue,
das thue auch keinem Andern.
Zu viel Lust bringt Unlust.

E n d e.

Gedruckt bei J. J. Wiesike in Brandenburg.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lesebuch für preußische Schulen

Bd.: 1

Potsdam 1833

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.1152(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108637-3